Robert Hessen

Die Prostitution in Deutschland

Verlag von Albert Langen München

Robert Heſſen

Die Proſtitution in Deutſchland

Verlag von Albert Langen München

Die Prostitution in Deutschland

Von Robert Hessen sind bei Albert Langen erschienen:

Reinlichkeit oder Sittlichkeit?	10. Tausend
Glück in der Liebe	10. Tausend
Mutterwitz	11. Tausend

Die Prostitution in Deutschland

von

Robert Hessen
Verfasser von „Reinlichkeit oder Sittlichkeit?“

Erstes bis fünftes Tausend

Albert Langen, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig

„. . . Besonnene Männer, und nur für solche schrieb ich, müssen mir Dank zollen. Wer seine Nebenmenschen liebt, wird mir ohne Bedenken in dem ausgewählten Erfahrungskreise folgen und seinen Blick von den entworfenen Gemälden nicht hinwegwenden. Will man das noch zu bewirkende Gute schauen und mit Erfolg den Pfad zur Schaffung des Besseren betreten lernen, so muß man erst wissen, was vorhanden ist; man muß die Wahrheit kennen."

Parent-Duchatelet.

Inhalt

Erstes Kapitel

Mein Zweck

Seit man begann, gegen die gesundheitlichen Gefahren, die vonseiten der Prostitution geschlechtsreif gewordenen Jünglingen drohen, Staat und Gesellschaft aufzurufen, hat sich besonders eine Richtung sehr bemerkbar gemacht: die der sexuellen Enthaltung. Ihre Wortführerin ist die Gesellschaft zur Flucht vor Geschlechtskrankheiten. Sie nennt sich zwar anders und zählt auch Mitglieder, die lieber kämpfen als fliehen möchten. Aber es ist fraglich, ob sie die öffentliche Meinung derart für sich haben würde, falls ihre Tendenz praktischer wäre.

Es imponiert eben im wortberauschten Deutschland immer noch außerordentlich, wenn jemand sich mit nach den Wolken gerichtetem Blick „ein hohes Ziel" zu stecken behauptet. Eine vernunftgemäß lebende Jugend zu erhoffen, die, ohne in heimliche Sünden zu verfallen, sich aus Furcht vor Ansteckung jedes geschlechtlichen Umganges enthält? Das verrät mehr Illusionsfähigkeit als Menschenkenntnis. Es mag auf

einem fremden Planeten angehen, dessen Bewohner keine Mägen und keine Begierden haben. Als irdisches Prinzip ist eine vernünftige Jugend ein Unding. Gerade das bildet einen Hauptlebensreiz: durch Erfahrung, also auch durch Irrtum und Fehltritte, vernünftig zu werden.

Das Ziel, das ich mir in diesem Buch stecke, ist bescheidner, aber es rechnet mit Vorhandenem und ist, wie ich mir zu beweisen getraue, durchführbar. Mir gilt es: die Prostitution für die Gesundheit ungefährlich zu machen. Es ist bisher gelungen, noch jede Seuche in Schranken zu halten und ihr die Gemeingefährlichkeit zu nehmen, hauptsächlich durch die Kraft der zwei großen sanitären Prinzipien Isolierung und Reinlichkeit. Wenn jene schon genannte Gesellschaft, die zurzeit so viel Gunst genießt, gleichwohl davon absieht, das zweite dieser Prinzipien bei ihrem vorgeblichen Haß gegen die Geschlechtskrankheiten ernsthaft anzuwenden und zu empfehlen, so geschieht es zum Teil wegen einer gewissen Ratlosigkeit; zum andern Teil nur aus taktischen Gründen: um die Enthaltung bis zum Ehebett als die alleinige Rettung anpreisen zu können.

Ich wähle den andern Weg aber auch deshalb, weil ich die Prostitution überall da, wo Völker zur Stadtkultur vorgeschritten sind, in Übereinstimmung mit gewichtigen Sozialforschern für unausrottbar halte, da sie sich nun durch Angebot und Nachfrage regelt und nicht die mindeste Aussicht besteht, daß diese

beiden wirtschaftlichen Faktoren irgendwann aufhören, ihre Rolle zu spielen. Es kann niemals innerhalb der Kultur an reifen Mädchen fehlen, die es vorteilhaft finden, ihren Schoß zum Lebensunterhalt heranzuziehen, „zu arbeiten mit der Hand, auf der man sitzet“, wie das Mittelalter sich ausdrückte; und es kann niemals an reifen Männern fehlen, die das Geld haben, sie zu bezahlen, ja die außerordentlich froh über diese Möglichkeit sind, weil sie heiraten entweder nicht wollen oder nicht können oder nicht dürfen, oder in einer Ehe leben, die diesen Namen nicht verdient.

Prostitution ist mir also in erster Linie eine der Formen, in denen sich der natürliche, vom Weltwillen geforderte geschlechtliche Verkehr zwischen ausgewachsenen Männern und Weibern tatsächlich heute vollzieht.

Es leuchtet ein, daß diese Vorrichtung, weil sie einem tiefen und ausgiebigen Bedürfnis entspricht, Gegenstand wohlwollender Fürsorge sein sollte. Das ist sie jedoch nicht. Der Gesichtswinkel, unter dem in Deutschland von Staats und Gesellschafts wegen auf die Prostitution geblickt wird, heißt: Bekämpfung. Und diese Bekämpfung ist, recht im Gegensatz zu der oben erwähnten, von jeher blutig ernst genommen worden. Da es galt, den bösen Feind ganz ohne Wohlwollen an die Wand zu drücken, so hat unsre Prostitution großenteils gar nicht einmal den bescheidenen Nutzen gestiftet, den sie durch Sättigung von sexuell Entbeh-

renden vernünftigerweise hätte stiften können, sondern viel zu viele ihrer Gebraucher schwer geschädigt, während andre, die überhaupt nicht in der Lage waren, sie benutzen zu können, auf noch schlimmere Abwege gerieten.

Nun sind ja moralische Grundsätze gewiß etwas Hohes und Schönes, wenn mit ihnen die Handlungsweise der Bekenner harmoniert. Nur daß die Moral unser gesellschaftliches Leben Jahrzehnte hindurch beherrscht hat und es trotzdem immer schlimmer statt besser geworden ist, sollte doch zu denken geben. Täglich kann man die Moralprediger klagen hören, daß die „Unsittlichkeit" zunehme. Deshalb scheint mir der Zeitpunkt gekommen, einmal eine andre Methode wenigstens zur Diskussion zu stellen, die moralischen Maximen, unter deren Fuchtel wir so tief in Schaden und Unnatur hineingeraten sind, beiseite zu lassen, dann aber die Prostitution so zu regeln, wie sie nach meiner unmaßgeblichen Ansicht in einer vorgeschrittenen, sozial empfindenden Gesellschaft allein geregelt werden dürfte: hygienisch und fürsorgerisch.

Der Gegensatz, der hier zwischen Moral und Hygiene zutage tritt, ist ganz unbeabsichtigt, er liegt in der Natur der Dinge. Ich glaube niemandem Unrecht zu tun, wenn ich behaupte, daß der echte Hygieniker, sobald er eine frische, lebhafte, leistungsfähige Jugend ohne Geschlechtskrankheiten vor sich sähe, sich über den Vorrat an etwaiger „Unsittlichkeit" bei ihr keine großen Sorgen machen würde; während umgekehrt einem

echten Moralisten, falls er bei der Jugend nur einen hohen Grad von dem, was er selbst „Sittlichkeit" nennt, anträfe, ihr Gesundheitszustand, ja ihre körperliche Verkommenheit durchaus gleichgültig wären. Die Hygiene denkt eben menschlich und physiologisch, die Moral will umgekehrt das Menschliche, das Irdische meistern wie ein Spielzeug. Daher auch die seltsame Idee, zwei Fünftel der reifen Männerwelt in Deutschland sexuell unter Wasser zu setzen, weil nur die verheirateten drei andern Fünftel atmen dürften.

Bei der Zählung vom 1. Dezember 1900, der letzten, deren Familienstandregister für das Deutsche Reich übersichtlich vorliegt, gab es 9797924 verheiratete Männer, 9794955 verheiratete Frauen. Auf diese zusammen rund 19½ Millionen kamen reife ledige Männer (von 18—70 Jahren) 5593439, mit den 840517 Verwitweten und Geschiedenen rund 6½ Millionen; dazu heiratsfähige Mädchen (von 16—50 Jahren) etwa 5,3 Millionen, mit 1,2 Millionen jüngerer Witwen (von im ganzen 2,4 Millionen) zusammen an 13 Millionen sexuell Unversorgter gegen 19½ Millionen Versorgter.

Welch eine Anmaßung, daß nur die von der stärkeren Partei sollten Mensch bleiben dürfen, und die von der schwächeren sich ideell verstümmeln lassen müßten! Das wäre so, als ob nur noch in Preußen sollte Bier getrunken werden dürfen und in den übrigen Bundesstaaten nicht. Nur der dreizehnte Teil jener Darbenden wird alljährlich, durch etwa eine

halbe Million Paarungen, zum innern Zirkel zugelassen. Den übrigen zwölf Dreizehnteln kommt beim langen Warten der Durst.

Verbessert unsre Ehemöglichkeiten, wenn ihr das könnt, aber redet nicht von dauernder Enthaltung als der alleinigen Rettung!

Zweites Kapitel

Wesen, Psychologie, Umfang und Kundschaft der deutschen Prostitution

Nicht nach den Höhen will die Kultur eines Volkes und die Stellung seiner Frauen beurteilt sein. In der gesamten zivilisierten Welt werden die feinstgebildeten Frauen auf die gleiche Weise zart behandelt und geschätzt. Doch nicht die Achtung, welche diesen Höchststehenden zuteil wird, sondern die Achtung, die auch die Tiefststehenden noch genießen, ist charakteristisch für den Bildungspegel einer Nation, für den Durchschnitt von Billigkeit und Menschlichkeit, der in ihren Grenzen herrscht.

Hiernach muß man sagen, daß trotz unsrer Dichtung, Kunst, Wissenschaft und Technik die von uns eingerichtete Kultur scheinheilig, redensartlich, blauer Dunst ist, daß wir die Sklaverei noch keineswegs bei uns ausgetilgt haben, sondern sie gerade durch Ignorierung und Mißhandlung der Prostitution in ihren schmutzigsten und schmählichsten Formen unter uns dulden.

Es haben daher einige der klügeren und wohl-

wollenderen Frauen ganz folgerichtig die Parole ausgegeben: „Hebung der Prostitution!“ Dieser Ruf ist aber in dem allgemeinen Geschrei nach Moral wirkungslos verhallt. So sind wir, während wir uns gegen eine eingebildete Gefahr zur Wehr setzten, einer weit schlimmeren, wirklichen Gefahr erlegen. Die Gefahr, daß, wie im alten Athen, ein anziehendes und geistig verfeinertes Hetärentum die ganze männliche Jugend unsrer Oberklassen ausbeuten und entnerven könnte, hat niemals bei uns bestanden. Aber indem der Kampf gegen diese Windmühle die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, haben wir es zugegeben, daß durch Schaffung und Aufrechterhaltung einer Tierklasse, die wir als Bordelldirnen kennen, die brutalen Instinkte eben jener männlichen Jugend verhärtet wurden. Die tiefste Stufe der Prostitution in Deutschland ist das ganz notwendige Korrelat zum Herrenmenschentum, seinem Unverständnis für persönliches Unabhängigkeitsgefühl, seinem Hohn für die Ansprüche auf Selbstachtung im niedern Volk. Man muß eine Rotte betrunkner feudaler Säbelraßler in ein Bordell haben einziehen sehen, um zu wissen, daß nach dem Rausch des Liebesmahles, von welchem man herkam, jetzt nicht einmal so sehr Geschlechtslust verlangt, wie ein Ort aufgesucht wurde, wo man Menschen als Vieh behandeln könnte.

Wenn hiernach für jedes Kulturvolk der Satz gilt: „Sage mir, welche Prostitution du hast, und ich will dir sagen, von welcher Art deine Menschlichkeit ist,“

so herrscht gleichwohl über die allgemeinen Züge dieser merkwürdigen Einrichtung neuerdings eine solche Einigkeit, daß kaum noch eine Abweichung bei den ernsthafteren Auslegern vorkommt. Man versteht unter ihr ein für allemal die gewohnheits- und gewerbsmäßige Darbietung des eignen Leibes für Geld an eine Vielheit von Käufern.

In den Bordellen pflegen die Mädchen überhaupt keine Möglichkeit zu haben, ihrer Antipathie gegen irgendwen zu folgen, da sie sonst geprügelt werden. Wenn bei nichtkasernierten Dirnen die Abweisung einzelner Bewerber, die Beschränkung auf einen engeren Kreis von Sympathischen vorkommt, so ist das als ein Zeichen bewahrten Menschentumes erfreulich, ändert aber an der obigen Definition ebensowenig wie die Frage, ob bei dem verkauften Umgang ein Lustgefühl entsteht oder nicht.

Die Tendenz in einem sehr großen, wichtigen und einflußreichen Flügel des Frauenlagers ging nun bisher dahin, alle möglichen andern Arten geschlechtlicher Verbindung außerhalb der Ehe gleichfalls unter jenem bequemen summarischen Obertitel zusammenzufassen. Dies Beginnen ist aber ebenso grausam wie unehrlich. Und wenn sich eine derart büttelmäßige Auffassung mit reichem Wissen und feinster Dialektik verschwistert, um ihre Winke zu geben, wie gewisse Formen des außerehelichen Verkehrs immer „noch näher an die Prostitution herangerückt“ werden könnten, so macht das einen überaus peinlichen Eindruck.

Selbstverständlich kann ein Mädchen einmal für einen Liebesdienst Lohn empfangen haben, ohne daß man das Recht hätte, sie deshalb eine Prostituierte zu nennen. Genau wie ein Mensch einmal gelogen haben kann, ohne daß man ihn deshalb schon einen Lügner schelten darf. Wer das getan hat und vor Gericht kommt, wird wegen Ehrabschneiderei bestraft.

Hieraus ergibt es sich, daß man den Begriff der eigentlichen Prostitution noch einengen muß. Das heißt: als Prostituierte dürften nur solche Mädchen und Frauen bezeichnet werden, die außer der gewerbsmäßigen Darbietung ihres Leibes überhaupt kein andres Geschäft betreiben und keine andre Erwerbsquelle haben.

Damit kommen wir sofort zu den Mischformen. Denn es gibt, und in den Großstädten sogar in sehr beträchtlicher Anzahl, Mädchen, die niemals zu arbeiten aufhörten, doch teils aus Gutmütigkeit, teils aus Geldnot, ihre Tür einer beschränkten Gruppe von Freunden offenhalten. Sie wären lieber verheiratet, hoffen auch, daß dieser oder der sie vielleicht noch heiraten werde, sehen aber vorläufig gar keine andre Möglichkeit, durchs Leben zu kommen, und finden sich drein. Gerade darum ist es eine ganz besonders giftige, kapitalsaure Bosheit unsrer Dunkel- und Dünkelmänner, wenn sie Mädchen, die aus irgend einem Berufselend zur Prostitution ihre Zuflucht genommen hatten, um am Leben bleiben zu können, vor dieser selben Prostitution durchaus „retten“ und auf irgend einem

schlecht bezahlten Platz in jenen Daseinskampf zurückstoßen wollen, wo sie beinahe verhungert wären.

Die Motive, die zur Prostitution hinführen, sind aber äußerst mannigfach. Man muß hier unterscheiden zwischen den von langer Hand her wirkenden gesellschaftlichen Vorbedingungen, von denen die Unzulänglichkeit der heutigen Ehe wohl den stärksten Einfluß übt; zwischen den Ursachen, die von gewissen Grundstimmungen der weiblichen Psyche geliefert werden; endlich dem äußern Anlaß, der nur ein volles Faß zum Überlaufen bringt und in seiner Wichtigkeit meistens überschätzt wird.

Vorweg sei bemerkt, daß ich, obschon ja zweifellos auch minderwertige, also „geborene" Prostituierte unterlaufen, doch von Lombroso mit seiner „donna delinquente e prostituta" wenig halte. Seit dieser Scholastiker mir an dem prachtvoll gewölbten Schädel eines so grundguten und nobeln Geschöpfes wie der unseligen Charlotte Corday Anomalien aufreden wollte, die es erforderten, sie gewerbsmäßigen Huren und Verbrecherinnen anzureihen, habe ich auch andre Windbeuteleien seiner vorgefaßten Meinung durchschauen gelernt. Es ist ja zum Lachen, wenn seine Schüler für „prädestinierte" Dirnen stärkere Waden und kürzeren Fuß angeben. Deutsch ausgedrückt hieße das doch höchstens: sie sind hübsch. Auch sollen wir an einem Unterschied in der Handbreite von $^1/_{10000}$ (!!)

der Körperhöhe merken, daß hier ein unentrinnbares Schicksal zur Preisgebung des Leibes getrieben hatte.

Ströhmberg wieder ist der geistvolle Sozialphilosoph, der nun endlich, endlich die männliche Natur mit der Heugabel austreiben wird. Fest steht ihm von vornherein das hohe Niveau sittlicher und christlich-religiöser Anschauungen; ist erst alles genügend versittlicht, dann kommen die Männer nicht mehr polygamisch wie bisher, sondern als Frauenzimmer zur Welt. Ich kenne jedoch sehr ernsthafte Leute, denen es schlimm wird, sobald sie heute von „Sittlichkeit" hören; denn dieses früher einmal ganz ehrenwerte Wort ist durch den Schwatz der Tugendwächter derartig heruntergekommen, daß es kaum noch mehr bedeutet als den kümmerlichen Neid auf die Geschlechtsempfindungen andrer Leute.

Das Verständigste zu unserm Gegenstand hat Parent-Duchatelet bereits vor neunzig Jahren in seinem berühmten Buch über die Prostitution der Stadt Paris niedergelegt, als er Trägheit unter den Ursachen der Prostitution überhaupt an erster Stelle nannte. Nun ist aber Trägheit einer der ursprünglichsten Instinkte der menschlichen Natur. Der Schlaf ist nichts andres. Der Körper sehnt sich also nach Trägheit, gerade wie jeder Vernünftige zu dem Zweck arbeitet, eines Tages nicht mehr arbeiten zu müssen, sondern auch träge sein zu können. Trägheit ist Entspannung, ist Ansammlung neuer und Schonung vorhandener Kraft. Sie ist passiver, animalischer Wider-

stand gegen die übergroßen Anforderungen unsers geistigen Lebens, die Sehnsucht der Künstler, die den harten Zwang verabscheuen. Träg sind alle Völker im Urzustande. Sie müssen erst in die Laster und Bedürfnisse der Kultur eingeführt sein, um arbeitswillig, d. h. geldgierig zu werden. Kurz, die Trägheit aus den menschlichen Instinkten ausschalten zu wollen, hat so wenig Sinn, wie das Trägheitsgesetz mit seinen Kräften des Beharrens aus der physikalischen Dynamik entfernen zu wollen.

Dies alles ist nicht gesagt, um die Trägheit vor der Tätigkeit zu loben. Nur soll man, wenn ein sonst hübsches und kräftiges Pferd schlechterdings nicht anziehn lernen will, sondern sich hinwirft, so daß es an eisernen Ketten, um den Hals geschnürt, vom Boden gerissen werden muß, bis es vorwärts macht, um nicht zu ersticken, — nicht sagen soll man, dieses Pferd sei degeneriert. Ganz im Gegenteil, es hat den Braten der Kultur gerochen, es dankt bestens für die Schinderei, die ihm bevorsteht; es protestiert auf seine Weise gegen das ihm aufgelegte schwere Geschirr, aus Trotz und Schlauheit. Genau so kann aber bei faulen Mädchen, in denen der atavistische Hang zum freien Herumschweifen sich aufbäumt, die Trägheit ganz unmöglich ein Degenerationszeichen sein. Daher hat Lombroso darin Unrecht, die Prostituierten, die in erster Linie durch etwas Urgesundes zu ihrem Beruf gelangen, degeneriert zu schelten und mit der Brille nach Degenerationszeichen an ihnen zu suchen.

Ebenso verkehrt ist die Anschauung, als ob wirtschaftliche Not allein arme Mädchen dem „Laster" in die Arme führe. Gewissenhafte Untersuchungen, z. B. durch Professor Christian Müller, haben es klargestellt, daß die Rekrutierung der Prostitution aus sämtlichen Ständen der Nation erfolgt, aus den stolzesten und bestsituierten bis zu den niedrigsten. Der stärkste Druck zu ihr hin erfolgt, wenn soziale Vorbedingungen, Ursachen aus dem betreffenden weiblichen Charakter heraus und noch irgendein zufälliges Unglück sich zum schrecklichen Bunde zusammenfinden; wenn z. B. garkeine Aussicht weder auf Ehe, noch auf irgendeine zusagende, lohnende Beschäftigung besteht, dagegen Putzsucht und Sinnlichkeit die Phantasie erhitzen, ein plötzliches Versiegen aller Hilfsquellen aber, Stellungslosigkeit und Schulden den letzten Widerstand brechen. Selbst faule Mädchen würden zuweilen ihre Arbeit fortsetzen, falls die Möglichkeit bestände, sich mit ihr allein über Wasser zu halten. Sie geben die Arbeit auf, weil sie doch „zu nichts führt". Die Prostitution soll ein Übergang sein. Sie hoffen ihr Glück zu machen und verrechnen sich. Bei Mädchen der gebildeten Klassen wirkt meistens unbändige Sinnlichkeit und bodenloser Leichtsinn; bei Dienstmädchen hauptsächlich Putzsucht, angefacht durch den Neid auf die feinen Kleider und Hüte der „gnädigen Frau". Auch bei Dienstmädchen, deren es in Deutschland im letzten Berichtsjahr immer noch eine Million gab*), spielt

*) Die Gesamtziffer für „bei der Herrschaft wohnende Die-

das heiße Blut eine große Rolle. Nach Ermittelungen in Frankfurt a./M. für das Jahr 1902 bei etwa dreihundert Dirnen über deren früheren Beruf, vor Stellung unter polizeiliche Kontrolle, waren 87 (oder 30,1 Prozent) Dienstmädchen gewesen, gegen 63 (21,8 Prozent) Kellnerinnen und nur 36 (13 Prozent) Fabrikarbeiterinnen. Auch Behrend in seiner berliner Statistik von 1898 fand 51,3 Prozent Dienstmädchen. Desgleichen konstatierte Blaschko ein stetiges Zurückgehn der industriellen Rekruten für den käuflichen Umgang, ein stetes Anwachsen der weiblichen Dienstboten. Man pflegt unter denen, die nach den Städten ziehn, gerade die Wohlgestalt anzutreffen, die sie für die Zwecke der feilen Liebe tauglich macht, mit mehr Kraft als Feinheit, so daß ein schöner Aufputz leicht über den Mangel edlerer Züge hinwegtäuscht. Groß-Hoffinger nannte die Dienstmädchen deshalb vor sechzig Jahren schon die große Reservearmee der Prostitution.

Unschuld, Leichtgläubigkeit, Vertrauensseligkeit gegenüber dem Verführer walten bisweilen in einer Weise, die man paradiesisch nennen könnte, doch bei deutschen Töchtern immer noch in weitem Umfang beobachtet wird. Hier sollte nie vergessen werden, daß es die besten Regungen ihres Geschlechtes gewesen sein können, die das Unheil verursacht hatten. Eigensinn, verstiegene Weltfremdheit, geringe Unternehmungslust und Nach-

nende" betrug am 12. Juni 1907 fürs Deutsche Reich 1264755, doch ist erfahrungsgemäß die Zahl der männlichen Dienstboten gering.

sucht können zu den achtungswerteren Eigenschaften der weiblichen Psyche kaum gerechnet werden, sind aber als Veranlasserinnen der Prostitution sämtlich gut beglaubigt. In Rußland ist es heute noch wie Amen in der Kirche, daß ein genotzüchtigtes Mädchen ins Bordell geht; bei uns kommt es ebenfalls vor. Nicht selten aber spielen in die Notlage noch durchaus edle Motive hinein, z. B. wenn eine ganz alleinstehende junge Mutter zögert, ihr uneheliches Kind den mörderischen Prozeduren unsrer sogenannten christlichen Gesellschaft auszuliefern, sondern es aus eignen Kräften durchzuhalten wünscht. Da bleibt dann häufig nur die Prostitution übrig.

Um unter den eben genannten Motiven bei der Sinnlichkeit noch zu verweilen, so ist es leider Sitte geworden, diese Eigenschaft mit einem heimlichen Schauder wie den Gottseibeiuns zu nennen. Selbstverständlich ist sie das Normale und Naturgemäße, sowohl bei Männern wie bei Frauen. Fast alle Männer sind heute noch sinnlich, und alle Frauen sollten es sein, obwohl sie es leider nicht sind. Der Wunsch nach dem Besitz des schönsten Weibes, ein Urtrieb zur Arterhaltung, wie er sich in der Sage von der griechischen Helena ausdrückt und im „Faust" als eine Verbeugung vor dem Ideal der „höchsten Lust" wiederkehrt, hat nur einen Sinn unter der Voraussetzung wirklicher Blutwärme. Die kalten Gattinnen mit ihrem

ewigen „Laß mich in Ruh!" sind ein Kreuz; man heiratet sie, um „die Weiber" loszuwerden, und erlangt keine Befriedigung.

Doch da durch die Kultur stets eine allmähliche Herabzüchtung des Animalischen eintritt, so ist eben an unsern körperlich vernachlässigten, durch Stubenhockerei verdorbenen Städterinnen warme Sinnlichkeit in starkem Schwinden begriffen, ja sogar in steigendem Maße, wo noch vorhanden, auf das eigne Geschlecht gerichtet. Lassen wir diese Parisexuellen und Perversen auf beiden Parteien zunächst beiseite und sehen auch vom Landvolk ab, dessen Töchter überwiegend noch normal sind, weshalb sie nach erlangter Reife außerordentlich geneigt zum sexuellen Verkehr mit den jungen Burschen zu sein pflegen und, falls sie als Dienstmädchen nach der Stadt ziehen, jeder nicht allzu plumpen Lockung neugierig entgegenkommen, so gelangen wir für Männer und Weiber des Stadtvolkes etwa zu folgendem kontrapolären Schema:

	sehr sinnlich	mäßig sinnlich	garnicht sinnlich	
Männer	50 Prozent	48 Prozent	2	Männer
Frauen	50 Prozent	48 Prozent	2	Frauen
	garnicht sinnlich	mäßig sinnlich	sehr sinnlich	

Wir sehen hier, daß ein ganz geringer Bruchteil, vielleicht zwei Prozent aller Mädchen, so sinnlich ver-

anlagt ist wie etwa fünfzig Prozent aller Männer; so, daß sie durch ihre Sinnlichkeit zu „tollen Streichen" verleitet werden. Man sagt dann, sie seien ausnahmsweise „polyandrisch", wie man umgekehrt die „polygamische" Natur, die Neigung zum Wechsel des Gegenstandes, bei den Männern als das Normale betrachtet. Die Zahl der mäßig sinnlichen Städterinnen mag, wenn es hoch kommt, bei uns noch achtundvierzig Prozent betragen, vielleicht sind es auch nur noch dreißig; die Meinungen darüber in den Kreisen der Kenner gehn auseinander.

Die Natur aber straft unnachsichtig die Abkehr von ihr; weshalb es viele Stadtmädchen gibt, denen der Mann zwar außerordentlich gefällt, die auch das Abenteuer mit ihm geflissentlich suchen und gleichwohl durch den Umgang selbst keinerlei Lustgefühl erlangen. Sie dulden ihn, weil sie wissen, daß er das einzige Mittel ist, den Galan, den sie gern haben, an sich zu fesseln, würden jedoch oft viel darum geben, wenn dieses Opfer nicht erforderlich wäre. Kein Wort vollends deckt seinen Sinn besser als das von den „ehelichen Pflichten"; ihre Erfüllung ist einem steigenden Bruchteil überaus lästig. Ich habe das im Lauf einer dreißigjährigen ärztlichen Praxis unendlich oft zu Protokoll nehmen müssen; und noch immer hör ich eine junge Frau jammern: „Jeden zweiten Tag werd ich ans Kreuz geschlagen". Die Schuld liegt zuweilen allerdings an den Männern, deren rauher Natur die Zärtlichkeiten der Einleitung zuwider sind, weshalb sie

nur an ihre eigne möglichst schleunige Entladung denken, die armen Frauen also nie zu der Stimmung gelangen, die allein den notwendigen „Orgasmus" auch bei ihnen herbeizuführen vermag. Oft aber ist die Natur noch grausamer und weckt jenes Bedürfnis, jenes Hochgefühl erst nach der dritten oder vierten Schwangerschaft. Dann beginnen die Ärmsten Ansprüche zu stellen, nachdem sie ihre Reize verloren hatten, was meistens einen argen Mißklang ergibt.

Daß bei jenen zwei Prozent starksinnlicher Stadtmädchen die männliche Form die gleiche Rolle spielt wie die weibliche bei sinnlichen Männern, wage ich nicht schlechtweg zu behaupten. In manchen Fällen trifft es zu, in andern nicht. Das Entscheidende bleibt, daß diese Mädchen gefährdet sind, sobald sie reif wurden. Mir gestand vor Jahren eine junge, sehr sinnliche Schauspielerin, daß sie, in einer der östlichen Provinzen erwachsen, eines Tages eine Gesellschaft besucht habe mit dem festen Vorsatz, heut „aufs Ganze zu gehn". Die jungen Burschen waren jedoch nicht gewitzt, nicht keck genug, um ihr Entgegenkommen richtig zu deuten, und erst bei einer späteren Gelegenheit erreichte sie ihren Zweck. Denn das große Geheimnis läßt solchen Fräulein keine Ruhe; das Blut bohrt unablässig in ihnen auf Einweihung; es gibt nichts Wichtigeres mehr. Sie entlaufen von Hause; wenn die Mittel dazu reichen, gleich nach Berlin. Früher, als Bordelle überall noch zahlreich waren, gingen sie ins Bordell, für kürzere oder für Lebenszeit.

Für sie weiß man heute nur zweierlei Rat: man preßt sie in die Ehe; oder in Besserungsanstalten. Weder das eine noch das andre scheint mir besonders rationell zu sein. Da die Ehe für sie einen Zwang bedeutet, den sie verlachen, sollte man eher froh sein, wenn sie keine Gelegenheit haben, den Ehebruch zu vervielfältigen, und lieber im ledigen Stande verbleiben, wo so große Nachfrage nach ihnen herrscht. Da liest man z. B. in Spielhagens berühmtestem Roman, wie Frau von Nadelitz mit ihren drei Töchtern zu Balle kommt. In jüngeren Tagen hieß es von ihr, sie sei so schön, daß niemand sich ihr nähern könne, ohne sich in sie zu verlieben, und zugleich so guten Herzens, daß keiner unerhört von ihr ginge. Sehr nett; aber was sagte der Ehemann dazu?

Frau von Nadelitz gehörte in die Prostitution, nach der sie vermutlich zeitlebens eine geheime Sehnsucht gehabt hat. In der Ehe machen sie und ihresgleichen den Mann unglücklich, blamieren ihn schmählich, ruinieren ihn fast immer und verwahrlosen die Kinder. So trafen sich in der großen Garnison X. vor langen Jahren einmal zwei Brüder, der eine Zivilist, der andre Leutnant, und hielten folgende Zwiesprach:

„Hör' mal, ihr habt aber 'ne merkwürdige Frau Major hier bei eurer Brigade? Die hab ich gestern auf der Fahrt vom Strand hierher in der Journalière genossen."

„Und ich vor acht Tagen auf dem Münsterturm."

Es war zuletzt ein öffentlicher Skandal, unter dem

der sehr tüchtige Major, den man zu halten wünschte, namenlos gelitten haben muß. Die Tochter, ein unschuldig blickendes Krausköpfchen, wurde später eine der bekanntesten Kokotten an der Riviera; es war das aber viel besser, als wenn sie ebenfalls einen Offizier geheiratet hätte.

Wie ein verständiges Volk derartige „wollende“ Geschöpfe verwendet, zeigt uns in Japan die Blumenstadt Yoschivara, von der noch die Rede sein wird. Bei uns hält die Gesellschaft allerlei Schikanen für sie bereit, ist im Grunde froh, sie loszuwerden, will aber zugleich den Mädchenhändlern, die sie gefällig ins Ausland verkaufen, das Handwerk legen, — eine Politik, die nicht klar ist und nur auf die übliche Wichtigtuerei hinausläuft.

Bordelle gibt es in Deutschland heute noch etliche hundert in gewissen Großstädten, und vereinzelt auch in Mittelstädten. In Hamburg waren es 124 im Jahr 1859 gegen 96 im Jahr 1867. Heute sollen es noch weniger sein, womit freilich nicht gesagt ist, daß auch die Zahl der Insassen abnahm. Es mag sich um Eliminierung von Winkelbordellen durch Großbetriebe handeln. Lippert zählte 334 Bordelldirnen auf 178 einzelnwohnende im Jahr 1846 für die innere Stadt, unter Ausschluß von St. Pauli mit dem Hafengebiet. Als 1876 die Bordelle in Hamburg „aufgehoben“ wurden — seither sind sie verboten, aber

„polizeilich geduldet" —, standen im ganzen 1050 Dirnen unter Kontrolle; heut soll es etwa 850 kontrollierte geben, dazu 350 unter leichterer Ueberwachung, einschließlich Altonas. Rückschlüsse auf den Bedarf sind aber aus diesen Ziffern bei der seit 1846 vervierfachten Bevölkerung der Stadt schlechterdings nicht zu ziehen. Das scheinbare Minus mag überreich durch freie Liebe gedeckt worden sein und mildere Praxis manches Dämchen unbehelligt lassen, das vor fünfzig Jahren rettungslos der Polizeiaufsicht verfallen gewesen wäre.

Besonders die Verkehrsentwickelung ist solchen „Kasernen" heut im allgemeinen ungünstig. Die sogenannten „verrufenen Viertel", die früher in abgelegenen oder doch durch altes Herkommen von der Bevölkerung gemiedenen Stadtteilen ihr stilles Dasein führten wie die leipziger Moritzgasse, sind plötzlich von Passanten überlaufen, für Straßenbahnen notwendig, werden Objekte der Spekulation. Die Anwohner beschweren sich, daß ihre eigenen Grundstücke durch jene Nachbarschaft im Wert sänken, die aufpasserische, intolerant gewordene Bevölkerung denunziert fortwährend. In Mannheim, wo zwei solcher Häuser isoliert, in günstigster Lage, dem Bahndamm gegenüber, also ohne die Möglichkeit, ein Ärgernis zu geben, jahrzehntelang gestanden hatten, mußten die Insassen dem Druck einer neuen Zeit um das Jahr 1900 weichen. Doch sind seither Winkelbordelle wieder zugelassen worden.

Man muß aber scharf unterscheiden zwischen dem,

was ein Bordell sein könnte, und dem, was es tatsächlich heut in Deutschland zu sein pflegt. Niemand, der die durch soziale Vernachlässigung herabgewirtschafteten Zustände solcher Häuser kennt, die, mit wenigen Ausnahmen in Hamburg, Dresden, Leipzig, wohl nur noch von fetten Invaliden oder Halbverrückten bewohnt sind, wird für ihren Weiterbestand ein Wort einlegen. Die Parole, die ihr gänzliches Verschwinden bezweckt, ist auch in jedes Frommen Munde. Wenn er nur ebenso laut und klar ihren unvermeidlichen zweiten Teil verkünden wollte: „Ablösung vor!"

Für das Schicksal hübscher Kinder, die sich in ein deutsches Bordell verschleppen lassen und in den wenigen klaren Augenblicken, wo sie überhaupt noch zum Nachdenken kommen, ihren Leichtsinn verfluchen, gibt es in der ganzen Naturgeschichte nur ein Gleichnis, aus den Hochebenen der Kordilleren, wo riesige Viehherden von berittenen Hirten auf die Weide getrieben werden. Dort geschieht es zuweilen, daß an einem schönen Frühlingstag eine Stärke frisch wie aus der Schöpferhand hervorgegangen dasteht, eben reif geworden, „matura protervo conjugi". Sie muß einen eigenen Duft haben, diese kleine junge Kuh, denn sobald die Stiere der Herde ihn wittern, stürzen sie herzu wie rasend. Einer steigt auf, ein zweiter, ein dritter. Das arme Ding, zitternd, weiß nicht, wie ihr geschieht, bricht unter dem fünfzehnten oder zwanzigsten Angriff zusammen, das Getümmel der wütenden, die sich gegenseitig drängen, stoßen, verletzen, tobt über sie her und hin, sie wird

zertrampelt und liegt, ein verunstalteter Klumpen, im blutigen Kot.

Ähnlich geht es zu, wenn irgendwo in einem Bordell eine saubre Novize auftaucht und die Stammgäste sich die bekannte Losung: „Frisch Fleisch da und da!" zuraunen. Das war vor vierzig Jahren, zumal im Osten, keine Seltenheit. Heut ist es eine, doch die Folgen sind furchtbar. Selbst die beim Weibe vorhandene Passivität hat ihre Grenzen; der Mißbrauch stellt übermenschliche Anforderungen an die Nervenkraft; die alte Sage vom „Totschändenlassen" beruht eben durchaus auf harter Wirklichkeit, wie ja schon die Bibel im Buch der Richter (Kap. 19) die grausige Geschichte von dem Leviten und seinem Kebsweib erzählt, das die ruchlosen Buben von Gibea totmachten, als Ersatz für die geplante Schändung des männlichen Gastes.

„Da faßte der Mann seine Kebsin und brachte sie zu ihnen hinaus. Die erkannten sie und zerarbeiteten sich die ganze Nacht bis an den Morgen; und da die Morgenröte anbrach, ließen sie sie gehen ... Da nun ihr Herr des Morgens aufstand und die Tür öffnete, ... daß er seines Weges zöge, siehe da lag sein Weib vor der Tür des Hauses, und ihre Hände auf der Schwelle." Der Levit lud die Tote auf seinen Esel, schnitt sie daheim in zwölf Stücke, schickte sie an alle Grenzen und rief die Kinder Israel zur Rache an Benjamin.

Ebenso passierte vor meiner Zeit in K. der Fall,

daß bei einer Gelegenheit, die erfahrungsgemäß großen Zulauf brachte, wie etwa Pferdemarkt, eine arme Dienstmagd, die „was verdienen" wollte, sich über Sonntag „zur Aushilfe" von einem der Häuser anwerben ließ und andern Morgens an Erschöpfung verschied. Die Stellung des Volksgewissens zu diesem Unglücksfall verdeutlichte ein rohes Epigramm der Lokalreporter, das ich lieber verschweigen will.

Auch die kräftigste, die widerstandsfähigste junge Bordelldirne wird in Jahresfrist gebrochen. Dann entsteht eine natürliche Milderung durch den eingetretenen Verlust der Wohlgestalt und der sonstigen Reize, woher sie fortan weniger begehrt wird. Sie mag es nun immer noch jahrelang treiben. Aber auch eine der zähesten habe ich schließlich binnen wenigen Monaten derart zusammenbrechen sehn, daß ihr schönes Gesichtchen gedunsen wurde und sie auf alle Fragen nur noch durch ein stumpfes, gedehntes „Wa — as?" antwortete. Selbst neidisch auf die andern war sie nicht mehr. Lombroso verwechselt hier Ursache mit Wirkung und setzt an den Anfang der Prostitution, was lediglich ihre Folge ist.

Die grausigsten Ziffern, die ich weiß, würden mir nicht geglaubt werden, obwohl sie wahr sind. Eine der milderen will ich nennen. Es gab vor etwa dreißig Jahren in einer östlichen Stadt kurze Zeit in einem der dortigen Häuser ein schönes Mädchen frisch vom Lande oder aus einer Kleinstadt. Sie hieß „der blonde Hans" — wieviel Unglückliche ihresgleichen haben diesen

Beinamen wohl geführt! Der, nach zweijährigem Bordelldienst außerhalb, zurückgekehrten und stark aus der Form gegangenen machte jemand die Bemerkung, daß sie in ihrer ersten Blüte wohl viel begehrt worden sein müsse. Worauf sie traurig lächelnd erwiderte: „Ja, einmal hab ich gezählt; da waren es achtzehn Herren. Aber den andern Tag kam ich mir vor wie ein Stück Holz."

Dies zur Information für solche, die es nicht lassen können, mit dem Ausdruck „Freudenmädchen" unter allen Umständen einen Begriff zu verbinden. Übrigens hat auch Dr. Neuenborn aus Krefeld mitgeteilt, wie eine dortige Dirne sich bei ihm darüber beschwert habe, daß sie gelegentlich eines Volksfestes vierundfünfzig Besucher hätte annehmen müssen.

Es leuchtet jetzt ein, warum Huppe aus den sechziger Jahren berichtet, daß von den berliner Einzelprostituierten etwa der vierte Teil Sehnsucht verriete, in einen bürgerlichen Beruf zurückzukehren, während bei den Bordelldirnen von hundert kaum eine auf einen solchen Gedanken käme. Die Hauptursache liegt darin, daß die meisten Mädchen die schreckliche Verwandlung ihres Wesens, die innere Unmöglichkeit selber fühlen, sich jemals wieder ernstlich zu beschäftigen. Die geistige Verstumpfung ist aber stets dem voraufgegangenen Mißbrauch proportional, daher in den Bordellen am ärgsten. In meiner Praxis ist mir nur ein Mädchen vorgekommen, das freilich, von allerzähester Kernfaser, doch niemals von auffallender Schönheit, nie so wahn-

wißig überangestrengt worden war und nach Schließung des Hauses, wo sie drei Jahre zugebracht hatte, sich zunächst von einem jungen Kollegen aushalten ließ, dann in ein Weißwarengeschäft eintrat. Aber auch sie hatte über dauernde Leere im Kopf und Schläfenweh zu klagen und führte beides auf den voraufgegangenen Betrieb zurück. Welk hingen ihre Backen wie nach schwerer Krankheit.

In Berlin gibt es jetzt bekanntlich keine Bordelle. Doch weil die große Stadt mehr Schlacken als andre absetzt und nach der Peripherie hin ihre schmutzigen Blasen wirft, fehlt es gerade hier keineswegs an solchen Prostituierten, die sich nur wenig über die Stufe der verkommensten Bordelldirnen erheben. Ich entnehme dem ausgezeichneten sozialstatistischen Werk von Professor Schnapper-Arndt die Zahl 3287 sittenpolizeilich kontrollierter Mädchen und Frauen für das Jahr 1905. Im Jahre 1899 waren es (in Berlin) noch 4544. Bei all' diesen Ziffern kommt es sehr auf die Handhabung durch die exekutiven Organe an. Zurzeit scheint ja aus Gründen, die nur zu billigen sind, eine mildere Praxis zu herrschen. Daher fallen nicht alle „unter Sitte", die die Polizei der Form nach „einzuschreiben" das Recht hätte, und beziffert Professor Lesser, der die Abteilung für Geschlechtskrankheiten an der berliner Charité leitet, die Gesamtzahl der (gewerbsmäßigen) Prostituierten in Berlin auf 20000, so daß erst jede fünfundzwanzigste reife Berlinerin (einschließlich der

Vororte) für eine Vielheit von Männern käuflich wäre.

Diese Zahl halte ich für besonnen und der Wahrheit sehr nahe kommend, weil es in keiner andern Großstadt so viele Mädchen gibt, die der Prostitution nur vorübergehend angehören und, bei ihren Eltern oder in der Obhut eines Spezialfreundes hausend, des Herumtreibens nicht oder so gut wie nicht bedürfen, weshalb sie eben auch niemals mit der Polizei in unliebsamen Kontakt geraten.

Für übertrieben halte ich dagegen die 4, welche die „Reglementaristen", denen Anna Pappritz in diesem Punkte nicht widerspricht, als die Durchschnittszahl der täglichen Schäferstunden einer Prostituierten berechnen. Das mag für Bordelle zutreffen, für Berlin stimmt es nicht. Denn hier ist das Angebot durch steten Zuzug von außerhalb so gewaltig, daß die Dirnen fast ständig über schlechte Zeiten klagen. Sie „verdienen" zu wenig wegen der zu geringen Quote von Freiern, die auf sie entfallen. Daher sieht man auch so viele frische, ungeschminkte, unverbrauchte Prostituierte in berliner Straßen.

Versuchen wir, auf Grund der von Lesser genannten 20000 zu einer Statistik des käuflichen Umganges in Berlin zu gelangen, reduzieren wir die oben angefochtene Tageszahl 4 auf 2, so kommen wir bei dieser gewiß bescheidenen und vorsichtigen Aufstellung zu

40000 dem Gebiete der Prostitution allein angehörigen Zusammenkünften pro Tag oder jährlich auf 14600000 Handlungen, die in den Augen der Moralpauker als Übertretungen, als Delikte gelten. Ich sehe ganz davon ab, daß in der Mehrzahl jener $14^1/_2$ Millionen Fälle das Delikt selbst öfter als einmal begangen werden dürfte, und bleibe bei der niedrigeren Ziffer. Was außerhalb von Berlin auf die Prostitution entfällt, schätze ich, wiederum sehr vorsichtig, auf 45 Millionen im Jahr, also aufs Dreifache, während es nach dem Einwohnerverhältnis (von etwa 3 : 60) das Zwanzigfache sein müßte. Doch nimmt Berlin eben eine Ausnahmestellung ein, weil von fern und nah täglich hunderte, die in ihren kleinen Orten unter dem Zwang der Aufsicht und an mangelnder Gelegenheit leiden, nach Berlin ihre Zuflucht nehmen, um hier endlich einmal Wochen oder gar Monate hindurch dem Verlangen der Natur nachgeben zu können. Das wären zusammen rund 60 Millionen Akte jährlich, die auf das Konto der Prostitution zu buchen wären.

Da es nun in Deutschland, wie ich am Schluß des ersten Kapitels nachwies, laut der letzten Statistik etwa $6^1/_2$ Millionen durch keine Ehe versorgte, reife, doch ledige Männer gab, für die ich, um jedem Verdacht einer Übertreibung oder einer Tendenz aus dem Wege zu gehn, nur zwei Zusammenkünfte pro Monat ansetzen will, während Luther für die Ehe bekanntlich zwei in der Woche oder hundertvier im Jahr als Normalmaß veranschlagte, so gelangen wir ($6^1/_2$ Mil-

lionen $\times 2 \times 12$) auf imganzen 156 Millionen Zusammenkünfte jährlich. Ziehen wir jene 60, die für die deutsche Prostitution zu buchen waren, davon ab, so verbleiben etwa 96 Millionen jährlich für die Gunst, welche nicht prostituierte, ledige Mädchen ihren Lieblingen gewähren.

Obwohl ich fest überzeugt bin, daß beide Schätzungen, sowohl die für die Prostitution wie die für allen andern außerehelichen Umgang, weit hinter der Wahrheit zurückbleiben, so steht doch das Verhältnis von etwa 2 : 3 sehr wohl mit den Tatsachen im Einklang. Denn dort, wo die Riesenziffern zustandekommen, also in den Kreisen der jungen Fabrikarbeiter, ist so gut wie kein Bedarf nach Prostitution vorhanden, weil eben jeder Bursch auch sein Mädel hat, das mit ihm „geht" und ihm von Zeit zu Zeit alles gestattet. Ähnlich liegen die Verhältnisse in sehr weiten ländlichen Bezirken. Nach einer Statistik, die 1895 und 96 über „sittliche Notstände" erschien, kamen in Mittelfranken in ländlichen evangelischen Gemeinden auf 100 Bräute 48 „gefallene", in der Oberpfalz 45, in Westpreußen 43, im Regierungsbezirk Köslin 39.

Es fragt sich nun: wie blind und vernagelt muß jemand sein, um gegenüber der enormen Zahl von 156 Millionen jährlich, neben der die winzigen Eigentumsdelikte völlig verschwinden, das tiefe elementare Bedürfnis nicht zu bemerken? Wie boshaft, um es zwar zu bemerken, aber zu bestreiten? Wie weltfremd, um sich einzubilden, hier mit Phrasen und

weißer Salbe, mit dünkelhafter Predigt und sonstigem Wortgepränge, mit „Verbot“ und vollends mit „Strafen“ das allermindeste auszurichten? Wenn in Deutschland alljährlich 156 Millionen Handlungen vorkämen, die von einer kleinen, aber mächtigen und tyrannischen Minderheit hartnäckig „Diebstahl“ gescholten würden, sollte es da wirklich noch rationell sein, Gefängnisse zu bauen? Wer sollte sie bauen und bewachen, wenn nicht die Gescholtenen und Verklagten selbst? Aber würden die nicht eines Tages hinter die Wahrheit kommen, aufstehn und rufen: „Wir sind die Norm. Und nun mit euch, die ihr uns belauert und quält, die ihr über uns zu Gericht sitzt und heimlich selber stehlt, hinein mit euch ins Loch?“

Wenden wir uns jetzt zu den männlichen Kostgängern der Prostitution. Die Stellung des Mannes zu ihr bleibt grundsätzlich verschieden von der des Weibes. Er ist der Käufer, liberiert sich durch Bezahlung und geht von dannen. Die Prostitution haftet an ihm nicht als etwas Dauerndes, wie an der Dirne, die sich gewerbsmäßig hingibt. Daher neigen Männer, die nicht nachdenken, so sehr dazu, die Prostituierte geringzuschätzen und ihr Gutes ohne jeden Dank zu genießen.

Das hat jedoch leider unser ganzes System verdorben. Statt die Prostitution so zu formen, daß die Gesellschaft ihren Nutzen — zur Befriedigung Un-

versorgter — ohne Schaden hätte davontragen können, ist auf jede mögliche Weise danach gestrebt worden, jenen Nutzen zu verringern, was meistens ebensoviel hieß, als den Schaden möglichst auszudehnen. Ich bezweifle z. B., ob auch nur in einem einzigen der in Berlin der Polizei bekannten Absteigequartiere, die von gewerbsmäßigen Dirnen aufgesucht werden, die Beamten sich nach dem Vorhandensein der erforderlichen Spülvorrichtungen erkundigen; ich bezweifle, ob auch nur eine einzige unsrer feinen Damen den Vorteil davon begriffe, falls es geschähe. Auch die verhältnismäßig klügsten von ihnen träumen, daß hier zur Linken ein „Sumpf" liege, wo ein Abschaum von Männern sich mit den Prostituierten „wälzt", während zur Rechten die feine Gesellschaft sittenstreng heiratet, immer nur heiratet und mit jenem Pfuhl sich nie berührt. Nun ist aber die heutige Ehe notorisch der zweitgrößte „Herd" für Geschlechtskrankheiten; wo kommen die denn her? Bildet sich Frau Konsistorialrat X. oder Frau Präsident Y. wirklich ein, daß der junge Siegfried X. an einem Kreuzweg durch eine wütende Spirochäte pallida angesprungen worden sei, so daß er nun, von einer „besseren", standesgemäßen Syphilis schlecht auskuriert, die arme Lilly Y. im Brautbett infizieren mußte? Nein, er hat sich sein Leiden von der Prostituierten Z. geholt, die in einem unhygienischen Absteigequartier zuerst die Umarmung eines betrunkenen Weinreisenden genoß, der Gift bei ihr deponierte, das sie, nach ungenügender

oder garkeiner Spülung, noch in derselben Nacht an den von einem Ball her auf Abwege „losgezogenen" Referendar Siegfried X. weitergab. Seine, auf dem Felde der „Bekämpfung" ungemein tätige und wortreiche Mutter hätte gesunde und hübsche Enkel haben können, statt skrofulöser und hirnsiecher, wenn sie unter Verzicht auf den Schwatz von Abolition und Abstinenz lieber bei der Sittenpolizei dahin gewirkt hätte, daß in jedem Zimmer jedes Absteigequartiers ein desinfizierter Irrigator mit warmem Wasser und ein Bidet zu den unerläßlichen Utensilien gehörten.

Die Söhne der Gebildeten und Besitzenden sind — außer gewissen Ehemännern, auf die wir noch zu reden kommen, — die recht eigentlichen Ernährer der bessergekleideten Dirnen. Zumal in studierten Kreisen pflegt sich bekanntlich ein mäßiger Geldaufwand mit sehr fernen Heiratsmöglichkeiten und einem intensiven Hange zur Freiheit, behufs Erschöpfung aller Ausbildungsgelegenheiten, zu vereinigen. Hier meldet sich in regelmäßigen Zwischenräumen die Sehnsucht nach „unverbindlichem Geschlechtsverkehr". Hier werden gegen die Begierde des Blutes, in Selbstzucht und Entsagung, die härtesten Schlachten geschlagen, ohne den Drang nach „Entladung sexueller Spannung" auf die Dauer beseitigen zu können. Hier werden, gerade weil man zu gesund ist, um die Freuden der Widernatürlichkeit zu begehren, die allerärgsten Schmerzen gelitten, falls keine Möglichkeit zu leicht erlangbarem,

wenig zeitraubendem und, nicht zu vergessen, ein Lustgefühl auslösendem Umgang besteht.

Darum ist Berlin das Dorado der Junggesellen, weil gerade hier außer den „eingeschriebenen“ auf den Ankömmling eine vielfach überlegene Zahl von Gelegenheitsdirnen wartet, meist hübschen, warmblütigen und wollenden Geschöpfen, die, selber sinnlich und mit Freude am andern Geschlecht begabt, durch den Reiz ihrer Jugend und Liebenswürdigkeit ein Abenteuer zu schmücken bereit sind, — vorausgesetzt, daß man höflich und galant mit ihnen umgeht.

Daß der Junggeselle sich auch hier, wie die Abolitionisten durchaus wollen, „im Schlamm wälzt“, ist ja ein Unsinn; ebensowenig stimmt es, daß derartige Zusammenkünfte „jedes psychischen Moments entbehren“. Solche Behauptungen lassen die Absicht zu deutlich hervorschimmern: durch eindringliches Lob eines „geistig verfeinerten Sexuallebens“ den Mann allmählich daran zu gewöhnen, häßliche Weiber zu lieben, die ihn dann durch enormen Geist für ihre natürlichen Mängel entschädigen. Ein richtiger Mann wird sich bedanken, erstens für den reizlosen Leib und zweitens für den hypertrophisch gezüchteten Geist. Er sucht beim Weibe, das ihm angenehm sein soll, ganz andre Eigenschaften, das hat schon Goethe klar vor Eckermann ausgesprochen: „Pah, als ob die Liebe etwas mit dem Verstande zu tun hätte! Wir lieben an einem jungen Frauenzimmer ganz andre Dinge als den Verstand. Wir lieben an ihr das Schöne,

das Jugendliche, das Neckische, das Zutrauliche, den Charakter, ihre Fehler, ihre Kaprizen, aber wir lieben nicht ihren Verstand." Goethe nennt also gerade das Geistvolle unfähig, uns zu entzünden und eine Leidenschaft zu wecken.

Wer freilich, der Ehe unteilhaftig und im Exil verschmachtend, sich auf die heutige, heruntergekommene und schmutzige Prostitution der kleinen Provinzialstädte angewiesen sieht, glaubt in einem Käfig des Tartarus gepeinigt zu werden.

So schrieb mir kürzlich ein alter Hagestolz, gerade für den Umgang mit klügeren Frauen wie geschaffen: „Ich suche meine geschlechtliche Befriedigung noch immer in der Prostitution. Für jede andre Form fehlt es mir an Zeit." Da sind wohl ein paar Großstädte in der Nähe; man findet eine wollende junge Wittib, reizende Person, alles, was man sich wünschen kann. Gleich kündigt sie ihren Besuch an. Welch eiu Wagnis! Eine auffallend hübsche Frau mit Riesenhut in diesem Nest? Wohin mit ihr? Ankunft, Aufenthalt, Abfahrt werden von Argusaugen bewacht. Bei wem war sie? Morgen weiß es die ganze Stadt. Die Praxis bekommt einen Stoß, der Konkurrent gewinnt Vorsprung. Also man fährt selbst hinüber. Sehr schön. Aber nach acht Tagen folgt ein Telegramm: „Kommst Du heute? Es wäre so nett." Und da liegt ein Diphtheriekind, das vielleicht

um Mitternacht reif zum Luftröhrenschnitt wird. Nun trotzdem hinfahren, lieben, bechern, zerschlagen oder berauscht heimkommen, die beschriebene Tafel vorfinden, alles zur Operation richten und vor eine schon empörte Familie treten, die womöglich auf Schadenersatz klagt, wenn das Kind stirbt? Oder als Oberlehrer den zweiten Teil der Nacht hindurch Exerzitien korrigieren, die man morgen früh zurückgeben soll? Oder als Baumeister andern Tags den Sachverständigen vor Gericht machen müssen, unpräpariert, mit dickem Kopf, und sich blamieren? Nein. Man telegraphiert ab. Die Sache ist aus.

Wievielen Tausenden geht es ähnlich! Und nun die billige Brombeere: „Ja, so heiraten Sie doch!" Ein Vorschlag, der bekanntlich immer gerade denen gemacht wird, die aus hundert Gründen genau wissen, daß sie von der Ehe, die im Bereich der Möglichkeit für sie liegt, nichts als körperliche Unbefriedigung, Herzensleere, Sorgen und Vorwürfe haben würden.

Es brauchte so schlimm nicht zu sein, wenn die Männer nicht von den Frauen auch bei uns gepeitscht würden, möglichst viel Geld zu erraffen, damit sie, die Frauen, es recht großartig und bequem hätten. Deutschamerikaner, die zugleich ein flottes Geschäft und eine schöne Frau besitzen, haben aber dieses Dilemma längst auf die Formel gebracht: „Tend*) ich

*) „Tending to" soviel wie: etwas gut wahrnehmen, besorgen.

mein Geschäft, kriegt ein andrer meine Frau; tend ich meine Frau, kriegt ein andrer mein Geschäft."

Da ist es kein Wunder, wenn von Überbürdeten, durch Zeitmangel Geplagten mildere Formen für die unerläßliche Verbindung gesucht werden, damit die Lösung wenigstens nicht so schmerze, nicht soviel zerstöre wie eine Ehe, die auseinandergeht. Daher die aus ökonomischen Wurzeln aufsprießende Nachfrage nach solchen Mädchen, die zwar nur für solide Gegenleistung, doch längst noch nicht für jeden zu haben sind; wenn sie auch Fräulein Lange „näher an die Prostitution heranrücken" möchte.

Drittes Kapitel

Vier Schicksale

Ich darf dies Kapitel beginnen, weil, von meinen frühesten Berührungen an, gerade das Element, das Anna Pappritz bei Mädchen dieser Art prinzipiell ableugnet, das psychologische, mir stets gegenwärtig war. Ich bin dann wiederholt der Vertrauensarzt solcher Unglücklichen gewesen und kann sagen, daß ich von jeder, zumal über die Motive ihres Anfanges, etwas gelernt habe. Auch bürge ich dafür, daß ich dem Kern der Wahrheit nichts hinzufüge, wenn ich im folgenden ein paar Schicksale wiedererzähle, die vielleicht geeignet sind, irgendwelche Vorurteile zu beseitigen.

1. Betty

Eine mittelgroße, schlanke Brünette, entstammte Betty einer kinderreichen Bürgerfamilie, die durch ihre schönen Töchter berühmt war, in einem süddeutschen Landesteil. Schon mit vierzehn Jahren saß sie, wie sie mir später einmal schilderte, stundenlang, ließ Strickzeug oder Buch auf dem Schoß ruhen, bohrte die

dunkeln Augen in die Ferne und grübelte, wie denn die ganze Geschichte wohl eigentlich sein könne. Mit fünfzehn Jahren bestellt sie sich einen Schüler auf die Landstraße vor der Stadt und läßt sich von ihm abküssen, was ihr sehr gefällt; mit sechzehn folgt sie einem Kavalleriefreiwilligen heimlich nach dessen großer Garnison.

Sie ruiniert den jungen Menschen beinahe für den Dienst durch ihre hohen Ansprüche, betrügt ihn trotzdem, und er bricht mit ihr. Jetzt wird sie von einem reichen Leutnant ausgehalten. Sie hat eine Freundin, eine wiener Juristentochter, mit fünfzehn Jahren durchgebrannt, ebenfalls bildhübsch, ebenfalls in kriegerischer Obhut. Die beiden Mädel, stets wundervoll gekleidet, sind als die fescheſten in der ganzen Stadt bekannt und überall, wo etwas los ist, in der vordersten Reihe.

Da machen neidische Frauenzimmer ihnen weis, ihre beiden Schätze „pussierten mit einer Kellnerin". Ohne sich zu erkundigen, in triebhafter, blöder Rachsucht, setzen sich die zwei Beleidigten, ohne nur zu packen, auf die Bahn und fahren nach St. in ein Bordell. Es vergehen sechs Wochen, die jungen Männer sind inzwischen rein verzweifelt, weil jede Nachforschung vergebens ist. Da erfahren sie bei einem Brigadefest: in der F.-gasse, Nummer soundso, sei ganz was Apartes. Sie wittern Unrat und gehen hin. Es folgt eine schreckliche Szene. Die Wienerin läßt sich bedeuten und kehrt zurück. Betty, der Trotzkopf, ruft: „Nein! Nein!" und bleibt.

Nach ein paar Monaten findet sie ein Bruder von ihr, löst sie, die trotz allem Fleiß tief „in Schulden" bei der Wirtin steckt, gutmütig aus und bringt sie heim zur Familie. Da hat sie noch einmal sechs Wochen gelebt, hat Bälle mitgemacht und eine verheiratete Schwester am Rhein besucht. Die sagt nach schnellem Blick: „Du hast dich zum Nachteil verändert!" ist aber sonst freundlich mit ihr.

Sie hält es nicht aus, entweicht wieder und gleich bis Leipzig. Dort ist sie ein Jahr, dann nochmals in St.

Als ich sie in einer andern westlichen Stadt antraf, war ihre Schönheit schon auf dem absteigenden Ast, doch immer noch auffallend, besonders durch den traurigen Blick der dunkeln Augen in dem ovalen, von schwarzen langen Locken eingefaßten Engelsköpfchen. Sie zeigte sich von rührender Dankbarkeit, weil ich menschlich mit ihr umging und sie an eine Welt erinnerte, die sie verlassen hatte, obschon sie in Verkehrsformen und Sprache die einstige Dezenz nie ganz aufgab. Auch hatte sie, halbfranzösischer Abstammung, noch ein paar Funken Esprit, von dem ich eine Probe geben will. Ein Bekannter spielte gelegentlich darauf an, daß es ihr, die der Liebe mit solcher Inbrunst geopfert habe, noch gehn könne wie der goethischen Bajadere:

> „Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder,
> Unsterbliche heben verlorene Kinder
> Mit feurigen Armen zum Himmel empor."

Betty denkt einen Augenblick nach und sagt schnippisch: „Eigentlich wär's auch Zeit, nachdem so viele Männer bei mir waren, daß endlich 'mal ein Gott käm'."

Den Gedanken, ein neues Leben anzufangen, wies sie stets nach kurzer Überlegung von sich. „Wie es ist, muß es nun schon zu Ende gehn." Und es ging schnell zu Ende. Radfahrer, die frühmorgens einfielen und die unausgeschlafenen Mädel zwangen, eiskalten Sekt mit ihnen zu kneipen, verdarben ihren Magen. Sie wurde schnell Alkoholistin und im Trunk unausstehlich. Sie mochte zwanzig alt gewesen sein, als ich sie zum letztenmal in meiner Sprechstunde sah.

2. Harriet

Jüngere Tochter einer leichtsinnigen Witwe, die während der Minderjährigkeit ihrer zwei Kinder eine halbe Million Mark durchbrachte, hatte Harriet eine prachtvolle Stimme, ward ausgebildet, debütierte vor etwa vierzig Jahren an der dresdener Hofoper höchst erfolgreich als Elsa und bekam sofort einen glänzenden Kontrakt nach außerhalb.

Sorglos, den Kopf voll ehrgeiziger Träume, trifft sie am Bestimmungsort ein, aber leider vierzehn Tage zu früh. Sie hatte sich im Datum „geirrt", und die Theaterferien waren noch nicht abgelaufen.

Die Wirtin des bescheidenen Gasthofes, wo sie wohnte, nimmt sich ihrer an und zieht sie an den Familientisch, an dem auch feine Herren auftauchen, die Sekt spendieren. Neben dem Tisch ist ein Podium;

da wird komisches Zeug vorgetragen und getanzt. Harriet weiß nicht, was das bedeutet.

Eines Abends bitten die Herren flehentlich, sie möge doch einmal ihre Stimme hören lassen. In der Sektlaune tut sie's und, vom rasenden Beifall geschmeichelt, öfter als einmal. Da sind die vierzehn Tage herum. Sie stellt sich der Direktion vor, wird aber kalt abgewiesen, weil sie „in einem Tingeltangel aufgetreten“ sei.

Verweint kommt sie zurück, wird abends von den „Kavalieren“ getröstet und bleibt in den Händen des einen hängen. Da die Agenten nichts Rechtes mehr von ihr wissen wollen, geht sie wirklich zum Brettl, um doch etwas vorzustellen, schädigt im Kneipenrauch ihre Stimme und findet schließlich Unterschlupf in einem größeren Operettenchor von B.

Dort warten junge Herren auf sie, sobald die Vorstellung aus ist, und gehn mit ihr soupieren.

3. Berta

Eine stattliche, charaktervolle Schönheit, mit einem Kopf gleich einer Gemme und bezaubernden Grübchen beim Lachen, war Berta vor nun dreißig Jahren der Stern eines großen deutschen Stadttheaters, als tragische Liebhaberin.

Auf der Treppe, in irgendeiner Pension, begegnet sie einem jungen Architekten. Coup de foudre; Verlöbnis nach kurzer Bekanntschaft.

Beide Elternpaare sind wütend. Sie soll durch-

aus europäische Berühmtheit werden und einen Prinzen von Geblüt heiraten. Sein Vater ist empört hauptsächlich wegen der konfessionellen Verschiedenheit und verweigert jeglichen Zuschuß.

Der Baumeister hat eine glänzende Assistentenzeit hinter sich und in M., wo er sich niedergelassen, anscheinend vortreffliche Aussichten. So heiraten die beiden und vertrauen, ganz auf sich allein angewiesen, dem Glück.

Ihre und seine Ersparnisse sind bald verzehrt, weil die Aufträge doch noch nicht hinreichen. Der junge Ehemann soll Vater werden, gerät vor Sorgen, Ehrgeiz, Verantwortung in ein hitziges Nervenfieber und stirbt. Ich sehe die junge Witwe noch am Schreibtisch ihres Mannes dasitzen, mit dem Ordnen seiner Papiere beschäftigt, eine Niobe, grauweiß im Gesicht, wie sie mir zuckenden Mundes und wortlos die Rechte entgegenstreckt.

Nachdem das Kind geboren ist, sehnsüchtige Rückkehr zur Kunst. Doch es zeigt sich, daß die Stimme während jener Heimsuchung ihr Metall verloren hat; an ferneres Auftreten ist nicht mehr zu denken.

Die ärmste führt ein paar Jahre lang in M. eine Existenz, deren ökonomische Grundlagen undurchsichtig sind. Zum letztenmal sah ich sie bei einem Rennen in der Loge eines reichen hamburger Pferdehändlers. Dann soll sie „ins Ausland gegangen" sein.

4. Anni

Ein alter Jägersmann verriet mir einst in vorgerückter Stunde folgende Maxime: „Mit Anni ist immer was zu machen; mit Marie fast nie; und Sophie ist oberfaul." Es entging mir keineswegs, daß dieser Empirismus der philosophischen Tiefe einigermaßen entbehrte. Dennoch steckt etwas dahinter. Nannerl in Österreich und Nancy im Englischen haben denselben Ruf; „and his Nancy on his knees", heißt es im „Mikado". Es gibt natürlich imposante Ausnahmen; doch die Anni, von der ich jetzt berichten will, gehörte nicht zu ihnen.

Sie war wohl das gutartigste Geschöpfchen, das mir jemals begegnet ist; eine mittelgroße Blondine von köstlichem Wuchs und sanfter Stimme. Die folgenden Aussagen stammen jedoch weniger von mir, der ich nur ihr Arzt war, als von einem verstorbenen Landsmann, der sie sehr genau kannte. Ihm ist in den achtzehn Jahren, da er sie beobachten durfte, kein garstiger Ton, kein heftiges Wort, kein Zug unedler Berechnung an ihr aufgefallen. Stets erschien sie voll Güte, selbstlos bis zur Aufopferung, dabei heiter und geweckt.

Der Vater, ein Zugführer, war jung verunglückt und gestorben, die Mutter mit fünf kleinen Kindern nach Berlin gezogen, in der Idee, sich da leichter durchzubringen. Sie schneiderte, wusch, bügelte, vermietete Zimmer, führte alten Herren die Wirtschaft. Ihr ganzes Leben war nichts als schwere Plackerei von Tagesanbruch bis in die Nacht.

Der eine Sohn wird ein Faulenzer und liegt am liebsten der Mutter auf dem Hals. Der zweite ist brav, muß jedoch als Lehrbub ebenfalls unterhalten werden. Die älteste Tochter heiratet einen Bierfahrer, die nächste, eine dunkle Schönheit, will höher hinaus. Sie geht „tanzen", und die Mutter hat nichts dagegen. Die stellt strenge Anforderungen nur an sich selbst.

Anni, früh entwickelt, wird mit dreizehn Jahren von einem Herrn in eine Droschke gelockt; aber sie wehrt sich, und es kommt zu nichts Argem. Sechzehnjährig wird sie vom Sohn des Hausherrn mittels einer Flasche italienischen Weines verführt.

Fifi, die ältere, pflegt erst morgens heimzukommen und bis in den Nachmittag hinein zu schlafen. Die Kleine bringt ihr den Kaffee ans Bett und hört sie schwärmen: „Ach, ...gestern wieder 'mal wild gewesen!" Eines Tages wird sie von der Schwester, die unpäßlich ist und nicht kommen kann, zu einem Freunde geschickt, um ihn zu trösten; was Anni gutmütig und gedankenlos besorgt.

Nun ist ihr heißes Blut rege. Tagsüber tätig, der Mutter beizustehn, läßt sie sich abends gelegentlich mitnehmen, wenn sie Wäsche ausgetragen hat und auf dem Heimweg ist. Eine unvorsichtige, stets zu widerratende Einspülung von kaltem Wasser während der Periode macht sie krank. Die Herren Kollegen wissen nicht: ist es Wechselfieber oder eine böse Form von Bleichsucht? Sie liegt wochenlang im Hospital, bis sie wieder laufen kann. An schwere Arbeit ist vorerst

nicht zu denken. Weil aber etwas „verdient“ werden muß, geht sie nun regelmäßig „spazieren“ und ist so drei Vierteljahre lang — was wohl? Witzige berliner Studenten tauften diesen Typ: „ein kleines Bürgermädchen mit 'nem Hausschlüssel“. Denn um sie kränkender benennen zu dürfen, fehlt doch noch vieles. Vor allem ist sie zu schüchtern, um jemals Lohn zu fordern, und wird viel geprellt. Einmal will sie der Mutter so gern etwas zum Geburtstag schenken, geht aus, gibt sich zweimal hin, kommt nachts mit leeren Händen heim und weint.

Langsam erholt sie sich, versucht sofort verschiedene Berufe, geht in Fabriken, lernt frisieren. Das bringt nicht genug. Endlich fleckt es in der Konfektion. Sie faßt schnell auf, ahmt nach, was man ihr vormacht, und wird eine geschickte Zuschneiderin. Zu Hause fällt leider alles mehr und mehr auf sie. Die Brüder brauchen fortwährend Zuschuß, die Mutter wird schwächer, Anni muß Möbel kaufen und abzahlen, damit mehr Zimmer vermietet werden können. Wechselnde Bekanntschaften müßten das Budget ergänzen, selbst wenn Anni nicht wollte. Indessen, manche Herren sind ja nett; und mit andern verkehrt sie nicht.

Seit sechs Jahren zieht sie mit größter Zärtlichkeit und Sorgfalt ein Bübchen groß. Ihr Gehalt ist erfreulich gestiegen, da sie für sehr tüchtig gilt. Sie selbst wundert sich, daß sie sich so verändert habe. „Wenn mich jetzt ein Herr anspricht, ... das ist mir so gleichgültig“, sagt sie.

Nun zur Mutter. Sie hat niemals ein Wort des Vorwurfes für Anni gehabt, ob die Kleine tief in der Nacht oder erst am andern Morgen nach Hause kam. „Fifi“, so sagt sie ruhig, „hat auf die Art ihr Glück gemacht“. Die ist nämlich in der Tat von einem reichen Kaufmann, der sich sterblich in sie verliebte, trotz schon vorhandenem Kind geheiratet und nach einer größeren Handelsstadt geführt worden, wo sie als angesehene Bürgersfrau behaglich lebt und, man muß ihr das lassen, die alte Dame nach Kräften von ihrem Nadelgeld unterstützt. Als Anni der, während jenes schlimmen Noviziates, die ersten fünfzig Mark abliefert, fragt sie erschrocken: „Du hast das Geld doch auf ehrliche Art erworben?“ Was Anni mit gutem Gewissen glaubt bejahen zu können. Darauf die Mutter: „Na, dann sei hübsch fleißig und sparsam.“ Einmal soll Anni um fünf Uhr einen Freund besuchen, läßt sich aber zu Hause Zeit beim Ankleiden, worauf die Mutter: „So mach' doch! Was soll der Herr denken?“ Denn, ob Wäsche zu tragen oder ein Stelldichein zu beschicken war: das Übernommene mußte geliefert werden, pünktlich und ehrlich. Die Vokabel „Unzucht“ ist in diesem naiven Kreise jedenfalls nur als ein gänzlich unverstandenes Fremdwort gefallen.

Anni selbst erinnert an jene frommen Pilgerinnen, die, mit heißer Sehnsucht nach dem Heiland im Herzen, gern zum Heiligen Grabe gewallfahrtet wären und, ohne Geld zur Seereise, nur um ihr Ziel zu erreichen, ihren Leib zu freiem Gebrauch der Schiffsmannschaft

verdangen, wie es in der Chronik von einer Maria heißt: „Da kam sie dar zu den Schiffen und bat, daz si sie mit in (ihnen) liezen varn, und daz si daz lon ir selber nehmen. Sie gonde (gönnte) in allen irs liebes wol.“ Wie manche Pilgerin mag dann, statt nach Jaffa übergesetzt, nach Konstantinopel oder Alexandria verschleppt und zu spät ihres Irrtums innegeworden sein, um dort verzweifelt der Prostitution anheimzufallen oder, doch noch irgendwie nach Hause gelangt, beschmutzt und verstört darüber nachzudenken, was es bedeutet, vom Leben etwas Hohes und Reines erwartet zu haben.

In meinen Augen war Anni mit sechzehn die deutsche Normalnatur alten Schlages, vom Gretchentyp, gewesen. Falls zu rechter Zeit der Rechte für sie außer der Lust auch die Mittel dazu gehabt hätte, sie heimzuführen, er würde das Beste aus ihr haben machen können. Mein Landsmann gestand mir ganz offen: „Wenn ich die Anni unter a n d e r n Verhältnissen kennen gelernt hätte, ... das wär eine Frau für mich gewesen.“

Niemand hat sie zu rechter Zeit haben wollen; alle Umstände waren gegen sie. Ihre Natur aber sprach gebieterisch. Nur wer prinzipiell kalte Ehefrauen vorzieht, kann diese Natur bemäkeln, die wir Deutschen vielleicht noch zurückzuwünschen lernen werden, wann unsre Frauen sie überhaupt nicht mehr haben.

Annis Gegenstück war Betty. Solche Mädchen, innerhalb der Zivilisation, pflegen herunterzubrennen

wie Kerzen. Ich glaube nicht einmal, daß eine frühe Ehe mit starker Verliebtheit sie hätte sättigen und aufhalten können.

Ob es im Urwald schon solche heißen Temperamente gegeben hat? Sicherlich. Doch reif geworden waren sie auch schon verheiratet; kaum wachgeküßt waren sie schon Mutter. Ihre Sinnlichkeit setzte sich um in einen reichen Kindersegen zur Freude des Gatten. Trotzdem dürften manche von ihnen auch da bereits tragisch geendet haben.

Das Rätsel solcher Naturen lautet: ihre Sinnlichkeit ist mehr von der männlichen als von der weiblichen Art; nur ohne jenen Halt, den die sonstige männliche Konstitution gewährt. Bekanntlich liebt die Natur solche Mischungen bisweilen. Alle großen Dichter haben einige weibliche Eigenschaften; alle großen Künstler; daher ihre Feinheit und Sensitivität. Ebenso gibt es einige dispositionsfähige unerschrockne Frauen mit schnellem Überblick und praktischem Griff. Auf dem Gebiete der Sinnlichkeit aber ist für Mädchen jene Mischung fast immer verhängnisvoll, weil die weibliche Bauart keine mechanischen Schranken, kein plötzliches Versiegen der Betriebsmittel zur Fortführung kennt und schnell Unersättlichkeit eintritt. Betty gestand mir: Obschon mein Schatz alles für mich tat, was er tun konnte, mußt' ich doch „jeden forschen Kerl haben, den ich sah".

Hier von Degeneration zu reden, ist grober Unfug. Das schöne Kind war kernfasrig, leiblich wie geistig;

nur an jenem einen Punkt gefährdet, aber sehr. Die Schöpfung ist — nach Goethe-Spinoza — eben keineswegs gütig durchweg; sie ist wohlwollend in den großen Zügen, im einzelnen oft erbarmungslos gleichgültig und häßlich. Betty wurde zermahlen wie ein Korn zwischen harten Steinen.

Was die Sängerin und Schauspielerin betrifft, so mögen die jungen Frauen, die geneigt sind, sie zu verurteilen, sich gefälligst fragen, wie sie selbst, die satten und gesicherten, sich aus der Klemme gezogen haben würden, wenn sie ohne Schutz und Halt sich plötzlich vis-à-vis de rien befunden hätten. Ich nehme an, daß beide, von einem schützenden Arm gehalten, vortreffliche Ehefrauen und Mütter geworden wären, indes viele jetzige Ehefrauen, in die Notlage jener beiden Unglücklichen versetzt, vielleicht noch schneller als sie an der kritischen Ecke angekommen sein würden, wo der „blaue Lappen" nach abwärts winkt. Der gleichen Meinung ist Prof. Schnapper-Arndt.

Ich könnte diese vier Schicksale durch ein Dutzend weitere ergänzen, die nicht minder charakteristisch sind. Hier sieht ein Mädel ihren Bräutigam bei einer andern stehn; sofort ins Bordell, um ihn zu strafen! Dort wird eine Sechzehnjährige von ihrem Stiefvater defloriert; sofort ins Bordell, um ihr Unglück recht auszugenießen!

Degeneriert werden dann die Mädchen da früher oder später, körperlich wie geistig; sie verlieren jede Entschlußkraft, lassen sich von den Agenten als Fleisch-

ware hin und her transportieren. Die allermeisten von ihnen aber waren ursprünglich aus dem allerbesten Ton geknetet, warmherzig, hingebend, gläubig, nur daß sie Unglück in der Welt hatten und auf die Schattenseite gerieten.

Darum ist das erste Gefühl, das uns ihnen gegenüber leiten sollte, das gleiche, das im ganzen Werk von Parent-Duchatelet vorherrscht: Mitleid.

Viertes Kapitel

Ehe, Konkubinat, festes und loses Verhältnis

Die Prostitution hat es sich oft gefallen lassen müssen, als eine Schädigung der Ehe verrufen zu werden. Sehen wir umgekehrt jetzt einmal zu, was diese leistet als Schutzmittel und Abhilfe gegen die Prostitution.

Selbstverständlich hat die Ehe ihren Ursprung aus rein animalischen Bündnissen zur Stillung vorhandener Triebe genommen. Die Idee, es könnte jemals, nach Aufhören des Durcheinanderliebens mit Mutterrecht, ein solches Bündnis geschlossen worden sein, obwohl die Gattin diese Sättigung verweigerte oder dem Partner unangenehm dabei war, verträgt garkeine Prüfung. Es folgte als zweiter Zweck die gemeinsame Sorge für Durchfütterung und Erhaltung der Früchte des Verkehrs. Es folgte als dritter Zweck die Erzielung rechtlicher Erben für entstandenen Besitz; als vierter Zweck endlich die Gemütsbefriedigung durch geistigen Anteil aneinander.

Es liegt auf der Hand, daß der vierte und späteste

Zweck, der nur nach Erreichung einer gewissen Höhe der Kultur hervortritt, mit dem ursprünglichen Wesen des Bundes am wenigsten zu tun hat; daß der dritte, der juristische Zweck, der Ehe durch steigenden Eigennutz aufgenötigt worden ist und sie vielfach geradezu schändet; daß dagegen die Ehe unvollkommen ist, wo keine Freude am Nachwuchs herrscht und keine Sorge für ihn sich betätigt; daß sie ganz illusorisch und hinfällig wird, wo der erste, grundlegende, animalische Zweck ohne Erfüllung bleibt.

Wie die Dinge heut in Deutschland liegen, genügt die Ehe diesem wichtigsten Zweck bei mindestens der Hälfte der Pärchen, also bei fünf Millionen von etwa zehn, nur noch kurze Zeit, weil die schwächlichen Frauen schon nach dem ersten Wochenbett ihre Reize verlieren, falls sie überhaupt welche gehabt hatten, und gesundheitlich zusammenbrechen. Da die Ehe durchweg sehr bald mäßigend auf den Geschlechtstrieb des Mannes wirkt, geschieht es nun bei etwa drei Millionen von jenen fünf, daß die Männer, obschon ihnen der Umgang mit ihren Gattinnen keine Freude macht, gleichwohl gewohnheitsmäßig bei ihnen ausharren. Ihre Sinnlichkeit schläft dann allmählich ganz ein, und die beiden Gatten gehen ohne Wunsch, lediglich „der Kinder wegen", nebeneinander her, als ob sie in Wirklichkeit garnicht verheiratet wären. Eben deshalb bemühen sich gewisse Frauenrechtlerinnen so sehr, den vierten, vergeistigten Ehezweck in den Vordergrund zu rücken, wiewohl er nur einen Schmuck, aber keinen Ersatz für

das Einzigwahre, auf Rassenerhaltung Abzielende zu bilden vermag und überall da, wo er gleich einem Surrogat zum alleinigen Gebrauch aufgedrungen wird, sehr an das Verhältnis der Zichorie zum Kaffee erinnert.

Dieses Surrogat imponiert indessen garnicht jenen zwei Millionen restierender Ehemänner, die, jung und robust geblieben, sich durch ihre körperlich so schnell verfallenden Frauen abgestoßen fühlen, ohne deshalb auf ihre animalischen Ehrenrechte verzichten zu wollen. Daher entsteht, wie jedermann weiß, ein großer Teil der Nachfrage nach käuflicher Liebe gerad' aus ehelichen Kreisen, wo die Ehe keine Befriedigung für den Mann bildet und er diese ihm ganz unentbehrliche Befriedigung außerhalb suchen geht. Auch versteht es sich von selbst, daß diese Befriedigung nicht in einem neben der Ehe hergehenden festen Verhältnis, sondern hundertmal lieber dort angestrebt wird, wo die Beziehungen schnell zu knüpfen und in völliger Ungebundenheit durch eine Geldspende wieder zu lösen sind.

So sehen wir, daß die Ehe mit inkompetenten, körperlich untauglichen Frauen, wie das heute bei der grassierenden Vernachlässigung wahrhafter Leibeskultur im deutschen Frauenlager mehr und mehr die Regel bildet, eine der Hauptveranlassungen der Prostitution abgibt. Auf die Idee, die jungen Mädchen gesünder, tauglicher, körperlich widerstandsfähiger zugleich und anziehender zu machen, verfallen die Verächterinnen jedes „illegitimen" Umganges selten oder nie. Täu-

schungen, teils durch betrügerische Vorrichtungen der Schneiderinnen, teils durch Vortrag idealistischer Phrasen, sind bei dem Vertrauen in die Dummheit deutscher Jünglinge beliebter. Indessen gibt es eben auch Männer, die diesen Humbug nicht mitmachen.

Das Konkubinat, das von Fräulein Helene Lange bei ihrer bedauerlichen Unkenntnis des Gegenstandes zur „Vagabondage" gerechnet wird, besteht ganz im Gegenteil in der gemeinsamen Führung eines Haushaltes. Die Synode von Mainz im Jahr 852 hatte, vermutlich aus sehr vernünftigen wirtschaftlichen Gründen, Unverheirateten ausdrücklich das Konkubinat gestattet; es war durchs ganze Mittelalter eine gefestigte soziale Einrichtung mit erbberechtigtem Nachwuchs. Viele Männer lebten und starben in ihm; andre nahmen eine Konkubine, bevor sie sich verheiraten konnten, noch andre nachdem die Ehefrau gestorben war. Erst Martin Luther hat es, in einer verzeihlichen Sorge pro domo, doch nicht ohne Gehässigkeit gegen katholische Priester, jedenfalls mit geringem sozialen Blick und aus unsachlichen Motiven, angegriffen. Drei Reichspolizei-Ordnungen aus den Jahren 1530, 1548 und 1577 verboten es, ohne durchzudringen, wie denn die Wiederkehr der Einschärfung schon es ausdrückt, daß man ihrer nicht achtete; noch Thomasius hat (1713) sehr gelehrt und gründlich „de concubinatu" gehandelt, eben weil es eine durchaus lebensvolle

Institution geblieben war. Das unter Friedrich dem Großen entstandene, vom 1. Januar 1794 ab geltende Allgemeine Preußische Landrecht hatte keine Paragraphen weder gegen außerehelichen Beischlaf überhaupt, noch gegen das Konkubinat speziell. Erst durch eine Kabinettsorder vom 4. Oktober 1810 ward es in Preußen verboten und die Ortspolizei beauftragt, es zu stören, wo es beobachtet würde. Seitdem haben wir die Stänkerei subalterner Organe, die schnüffeln gehn, und moralinsaurer Nachbarsleute, die denunzieren. Es ist aber sehr charakteristisch, daß diese Kabinettsorder im selben Jahre erlassen wurde, als ihr königlicher Urheber Witwer geworden war. Seine Räte scheinen der Meinung gewesen zu sein, daß er einer Nachsicht, die er seinen Landeskindern vorenthielt, selber niemals bedürfen könnte.

Ich habe mich überzeugt, daß, nachdem jene eng horizontierte und abschaffungswürdige Order hundert Jahre lang eine zweideutige Tätigkeit entfalten durfte, heut innerhalb der gebildeten Stände die Versorgung von Männern durch das Konkubinat, bei der giftigen Scheelsucht der „guten Gesellschaft" mit ihrem riesigen Angebot häßlicher Töchter und ihrem sofortigen Boykott gegen etwaige Schädiger dieses Marktes, äußerst selten geworden und schon in Mittelstädten kaum noch anzutreffen ist.

Die Folgen dieser unklugen und kurzsichtigen Politik gegen das angebliche Irreguläre sind überall sichtbar,

durch Zunahme der Prostitution wie der wilden Liebe, die man beide doch „bekämpft".

Zweifellos würden aber viele Konkubinate, wie das Beispiel Goethes zeigt, schließlich zur Ehe führen, wenn man das Institut selbst nur erst wieder gestatten wollte. Das wäre von größtem Vorteil für Arterhaltung und Rasse, weil sich im Konkubinat ganz gewiß nur solche Pärchen zusammenfinden, die körperlich einander angenehm sind, was für die Kraft des Nachwuchses immer die beste Garantie bietet. Zumal Männer, die noch nicht gänzlich „dematerialisiert" sind, sondern das Erdige lieben, das Warme dankbar umfassen, dürften sofort in großer Zahl zu Kostgängern des Institutes werden, schon um des einen unschätzbaren Vorteiles willen: den Treubund von Anbeginn außerhalb der Belastung mit „gesellschaftlichen Pflichten" zu stellen, die heute so sehr von der Ehe abschrecken.

Auf das höchst vernünftige und achtbare Institut der katholischen Pfarrersköchinnen komme ich noch zu sprechen. Doch wenn ich, hiervon abgesehn, auf unsre gebildeten Klassen tausend Konkubinate rechne, so ist das viel. Hundertmal häufiger ist es innerhalb der Arbeiterkreise, weil die Toleranz der kleinen Leute, beim Verständnis für gewisse Notwendigkeiten, groß ist. Daß es sich um keine deutsche Ungeheuerlichkeit handelt, mag man aus dem Beispiel Kubas entnehmen, wo die Amerikaner beim ersten Versuch einer Familienstatistik durch das Anschwellen der Rubrik der ohne

Ehe „im Einverständnis Zusammenlebenden" einigermaßen in Verlegenheit gerieten. „Living together by mutual consent" wurden nicht weniger als 8,4 Prozent aller Anwesenden gefunden, während die Verheirateten noch nicht einmal doppelt so viel, nämlich 15,7 Prozent, musterten.

Das feste Verhältnis unterscheidet sich vom Konkubinat vor allem durch die Abwesenheit gemeinsamen Haushaltes. In gebildeten Kreisen wird auf beiden Seiten der Hang zu persönlicher Selbständigkeit und Ungebundenheit einer Ehe im Wege sein. Vielfach ist auch der Mann bereits verlobt und versorgt sich in der Karenzzeit mit einem Mädchen, das er dann verabschiedet. In Arbeiter- und Bauernkreisen hingegen wird ein festes Verhältnis wohl ausnahmslos in Erwartung der Heirat geschlossen und führt, besonders nach eingetretener Schwangerschaft, zum Altar.

Die Zahl der in Deutschland alljährlich geborenen unehelichen Kinder (179177 waren es im Jahr 1907, 177060 im Jahr 1906, 185359 im Jahr 1896) gibt hier einen gewissen Anhalt. Ganz im Dunkel bleibt es allerdings, wie oft Vorkehrung oder Abtreibung die Statistik verfälschen; dagegen weiß man aus Erfahrung, wie häufig auf dem Land und in Fabrikstädten erst geheiratet wird, nachdem Kinder durch gemeinsamen Verkehr in die Welt gesetzt worden waren.

Auf dem münchener Standesamt z. B. wurden im Lauf des Jahres 1909, wo auf 14372 lebendgeborene nicht weniger als 4172 uneheliche kamen, von diesen noch 1439 durch nachfolgende Ehe der Eltern legitimiert. Ich rechne daher von den etwa 500000 Ehen, die in Deutschland im Lauf eines Jahres geschlossen werden (503964 waren es 1907), mindestens 200000 auf solche Fälle, wo ein Kind schon unterwegs war und der Bräutigam sich gedrungen fühlte, nun Ernst zu machen. Bei den etwa hundertachtzigtausend unehelich zur Welt kommenden entfällt nach meiner Schätzung der größere Teil dann auf Mädchen, die getäuscht wurden und sitzen blieben, oder deren Schatz tatsächlich aus ökonomischen Gründen, oder weil er zum Militär eingezogen wurde, von der Heirat vorläufig noch absehn mußte.

Und nun zu euch, den durch Ernst von Wolzogen besungenen „süßen Mädeln", die ihr das Hauptkontingent für die „losen Verhältnisse" stellt. Hier liebt man sich, weil man Gefallen aneinander hat, ohne Treuschwur und ohne Verpflichtung. Sämtliche Stände beteiligen sich, von der Prinzessin bis zur Dienstmagd und Fabrikarbeiterin; vom englischen Herzog bis zum deutschen Kellner und italienischen Leiermann. Ein loses Verhältnis hatte jener Freiherr von der Trenck mit der schönsten Schwester Friedrichs des Großen und jagte in mancher Nacht von Berlin nach

Potsdam und wieder zurück. An Heirat war gar nicht zu denken. Der arme Freiherr kam auf die Festung, die Prinzessin wurde zur Äbtissin gemacht. Hunderte von Dichtern aller Nationen haben ein solches Verhältnis als die schönste Blüte des Menschentumes gefeiert; die flüchtige Gunst einer seligen Stunde gewürzt durch die Romantik des Abenteuers mit halsbrechender Gefahr.

Nur daß die Sache gerade durch den prosaischen Beischmack der Fruchtbarkeit so häufig tragisch endet! Storm in seinem „Aquis submersus“ hat nach meinem Geschmack die schönste aller solchen Geschichten erzählt.

Daher eben kam, als die blindwütig im Frauenlager vorgeschlagene „freie Liebe“ sich wegen der ausschließlich am weiblichen Geschlecht haftenden Folgen als recht wenig musterhaft erwies, ein Bruchteil auf den schlauen Gedanken, die beiden Begriffe „Prävention“ und „Abortion“ kräftiger zu entwickeln. Schalen von Hohn wurden auf die minderwertigen, zurückgebliebenen Weiber ausgegossen, die hierin noch nicht Bescheid wüßten. Beide Vorkehrungen duften jedoch seither nicht angenehmer. Auch verscherzen sich die Frauen, die sie befürworten, gerade jene von Schopenhauer vorgebrachte Entschuldigung für ihre Sünden: daß ihnen die Spezies höher als das Individuum stehe. Denn die Völker, deren Frauen so sehr aufs Prävenieren und Abortieren versessen sind, sterben gleich den alten Römern aus.

Viele Mädchen haben wohl das Glück, von einem

flüchtigen Versuch mit blauem Auge davon zu kommen. Und die Natur in einer ihrer Launen hat es dazu noch eingerichtet, daß häufiger Wechsel die Empfänglichkeit herabsetzt. Empfangen wird in der Ehe, in einer gewissen mittleren Stimmung, und weil der Gatte die fruchtbarsten Tage kurz vor und kurz nach der Periode mit Bedacht wahrnehmen kann, während wiederum die vier bis fünf Tage, die zwischen zwei Perioden in der Mitte liegen, die geringste Gefahr, dafür aber auch die geringste Aufforderung und die geringste Lust mit sich bringen.

Allein ich habe stets gefunden, daß keine Verführung von seiten eines Mannes, kein sonstiger ökonomischer oder sozialer Druck so stark wirken, wie das Bewußtsein, ungestraft sündigen zu können, weil Folgen erfahrungsgemäß ausbleiben. Das ist es, was auch gebildete Mädchen, die in einiger Freiheit leben, zeitweise ganz leichtsinnig macht. Unsre Zeloten ereifern sich wohl hierüber und schelten fürchterlich, sollten aber in einem Staatswesen, das mehr als 6 ½ Millionen reifer Frauen die Ehe vorenthält, bescheidnere Saiten aufziehn.

Zudem haben sie ja hier, wonach sie so heftiges Verlangen tragen: die Ausschaltung der Prostitution. Da der Mißverstand deren bisherige soziale Leistung nicht schätzte und unentwegt auf sie losdrosch, hat stillschweigend eine Übertragung stattgefunden, so wie Flußwasser, an einer Stelle gewaltsam abgedämmt, sich ein neues Bett sucht.

Nun sind freilich wieder andre, noch schlauere, Frauen gekommen, die in Anbetracht des zweifellosen Notstandes, in welchem die Tugend sich seither befindet, solche jungen Männer, die sich loser Verhältnisse bedienen, Studenten, Kandidaten und Referendare, junge Landwirte, Kaufleute und alle Arten von „Einjährigen", bei ihren Gegenständen festzulegen und für die Folgen haftbar zu machen wünschen. Da es sich größtenteils doch um Unselbständige, Unfertige handelt, die von den Eltern abhängen, eine Rechnung ohne den Wirt! Die alten Herren werden zornig jede Unterstützung verweigern; und die jungen Leute, denen man tatsächlich den Mühlstein um den Hals gehängt und die Zukunft verbarrikadiert hat, würden früher oder später kreuzunglücklich werden.

Der traurige Schluß ist, daß beim heutigen Stande der Bevölkerung die unauskömmliche Ehe zwar eine Hauptverursacherin der Prostitution ist, aber weder das Konkubinat, noch das feste, noch das lose Verhältnis einen hinreichenden, oder auch nur völlig erwünschten Ersatz für diese zu bieten vermögen.

Fünftes Kapitel

Mädchenhandel und Kostenpunkt

Eben deshalb, weil die Prostitution nichts weniger als ein fünftes Rad am Wagen, sondern in allen heutigen Staaten wirtschaftlich verankert ist, blüht stärker als je der Mädchenhandel.

Er hat seine tiefste Begründung in der ganz allgemeinen Marktgängigkeit des modernen Kulturmenschen und einer geringeren Kraft zur Selbstbehauptung bei den Frauen.

Damit will ich gewiß nicht ausdrücken, daß jede einzelne Frau käuflich sei, noch daß alle Männer es weniger seien. Besonders im noch nicht komfortvergifteten deutschen Mittel- und Kleinstand, seltner schon in den höheren Schichten, gibt es einen Bruchteil selbstlos liebender, zu Opfern bereiter, großgesinnter und verständiger Mädchen für den, der es versteht, sie gründlich verliebt zu machen. Käuflichkeit ist eben eine Versuchungsfrage. Unter keinen Umständen käuflich sind nur Stoiker, weil sie keine Bedürfnisse haben. Ich möchte wenigstens wissen, womit ein Diogenes

hätte gekauft werden können. Darum darf keiner von sich behaupten, er sei nicht käuflich, bevor er nicht eine schwere Versuchung überwand. Viele Männer sind unkäuflich, bis sie zu spielen und zu verlieren beginnen; nachher sind sie zu allem zu haben, was Geld bringt, und verraten für Mammon ihr Heiligstes. Die Frauen aber stehn in stärkerer Versuchung als der Mann allein schon durch ihre Putzsucht; von andern Schwächen garnicht zu reden.

Ich behaupte hier also nur, daß Frauengunst in Europa ihren Markt hat, weil sie ein Wertgegenstand ist; daß die Frauen, wenn sie ein bißchen klug sind, diesen Wert ganz genau kennen; daß sie für ihn, je nach Bildung und Neigung, bald mehr grobmaterielle, bald mehr verfeinerte, bald nur Eitelkeits-Gegenwerte einzuhandeln beflissen sind; daß aber, wie das Beispiel der Prostitution beweist, auf den tieferen Stufen der Wirtschaftlichkeit unkluge Individuen — die im übrigen als die warmblütigsten zu den Zierden ihres Geschlechtes gehören können —, sich übel beraten und durch die Konjunktur, selbst wider ihren Willen, zu bloßen Waren herabsinken.

Doch war die Käuflichkeit von Hause aus keineswegs eine Schande, sondern eine Verbesserung. Es kann ganz unmöglich vielen Frauen ein freudiges Andenken bedeutet haben, daß bei dem Brautraub ihr Vater oder Bruder ins Grab hatten sinken müssen. Daher begann es als rationell empfunden zu werden,

dies Blutvergießen auszuschalten und die Braut ihren Eltern abzukaufen.

Heut' finden wir diesen ebenso vernünftigen wie natürlichen Usus allenfalls bei den Negern Afrikas. Deshalb aber sind auch die Mädchen dort geschätzt und werden, anders wie bei uns, freudig bei der Geburt begrüßt, weil sie eines Tages Rinder einbringen. Unsre Frauenrechtlerinnen wollen mir nicht ganz folgerichtig erscheinen, wenn sie sich darüber beschweren, daß es in Deutschland bei der Geburt hieße: „Nur ein Mädel", gleichzeitig aber die Voraussetzungen des Gegenteils verwerfen. Kant schon hat es fein und spürsinnig beleuchtet, wie weise die Natur gehandelt habe, indem sie den Frauen in Liebesangelegenheiten einen wenig heikeln Geschmack verlieh. Denn wären sie urteilsvoller, so müßten sie als die werbenden auftreten, — wie man das ja heut in der verkehrten Welt sieht, die Frau Meisel-Heß beklagt, — während bei normalen, natürlichen Zuständen der Mann der wählende, der werbende und also auch der bezahlende ist.

Weil jeder Gesunde, und zumal jeder Schaffende, sicher sein will, daß er ganz bestimmte, regelmäßige Lästigkeiten, die ihn stören und ihm wilde Gedanken schicken, auf angenehme Weise los wird, und nur ein rechtes Weib ihm diese „Detumeszenz", wie man heute sagt, zu bieten vermag, darum ist selbstverständlich der Schoß mit gewissen nicht minder angenehmen Attributen die wertvollste Mitgift, die ein Weib einem normalen Mann hinzubringt, und nur Verkömmlinge schätzen

andre Beigaben höher, die mit dem Wesen der echten, animalischen Ehe rein garnichts zu tun haben.

Daher kommen aber auch junge Mädchen, und zwar nicht bloß je sinnlicher, leichtfertiger, träger, unerfahrener und benötigter sie sind, sondern gerade die kalten, berechnenden, von Mutter oder Muhme beratenen auf den Gedanken, ihren Schoß für eine bessere Position in der Welt dranzugeben und rücksichtslos auszunutzen. Wer statt der wirklichen Weibsnatur nur idealistische Vorspiegelungen kennt, wird sich vielleicht sehr darüber ereifern. Im Grunde kann jedoch kein demokratisch empfindender Mann dagegen etwas einzuwenden haben, daß jeder Mensch mit seinem Körper das anstellt, was ihm am vorteilhaftesten scheint, vorausgesetzt daß weder einzelne Mitmenschen, noch die Allgemeinheit greifbaren Schaden dadurch erleiden. Wie es an sich keine Schande ist, wenn ein reifer Mann seinen Oberarm, seine Beine oder sein Gehirn für eine bestimmte Tätigkeit gegen Bezahlung vermietet, gerade so wenig dürfte es einem reifen Weibe verargt werden, wenn sie ihren Schoß verkauft, vorausgesetzt daß es mit vollem Bewußtsein, mit freiem Willen, in einer wirklichen Notlage und mit Vorteil geschieht. Es ist also am Mädchenhandel nicht so sehr das anstößig, daß arme Mädchen tun, was Millionen vornehmer Bräute getan haben: ihren Leib für die Erwartung erhöhter Lebensfreude in fremden Besitz wegzugeben; sondern das Anstößigste bleibt: daß sie dabei betrogen werden; daß sie überhaupt garkeine

Förderung und keinen Vorteil durch jenen Handel erlangen; daß sie dem gräßlichsten Unglück ausgeliefert sind, während eine Rotte von festorganisierten Halunken aus jenem betrügerischen Geschäft enorme Gewinne ziehn. Die schicken dann eine ganze Reihe andrer junger Mädchen aus ihren eignen Kreisen, fein erzogen, mit einer vielseitigen Bildung, die von jenem Schmutzgeld bestritten wurde, auf die Bälle der besten Gesellschaft, wo sie von den Edelsten der Nation umworben und schließlich geheiratet werden, auf Grund einer Mitgift, an der das Lebensmark von hundert Opfern klebt.

Solche Damen, die zwar für Frau Alving schwärmen, sich aber nicht fragen, weshalb denn eigentlich die Brave sich an den Rittmeister und Kammerherrn verkaufen ließ, und prinzipiell die weibliche Käuflichkeit ableugnen, will ich an zwei bekannte Beispiele erinnern, an eines aus der Geschichte und eines aus der Literatur.

Da kam Bonaparte nach seinem siegreichen italienischen Feldzug vom Frühjahr 1796 als „Befreier“ nach Mailand, wo die wunderschöne, sonst unnahbare Sängerin G. auf den umjubelten kleinen General sofort ihr Auge warf. Daß aber wirklich nicht irgendwelche persönlichen Vorzüge dabei im Spiel waren, sondern nur ein ganz krämerhaftes Kalkül, bewies diese noble Seele sozusagen mathematisch. Sobald es feststand, daß Napoleon nicht für sie zu haben war, wählte sie nicht etwa den flottesten oder kühnsten oder verführerischsten, sondern ausgerechnet den zweiten hinter

jenem ersten: Berthier, einen stumpfsinnigen Langweiler, dem nach der Aussage zeitgenössischer Beobachter stets ein Tropfen an der Nase hing, der aber für Napoleons rechte Hand galt, weil er diesem durch die feldwebelmäßige Zuverlässigkeit des Weitergebens und Überwachens von Befehlen unentbehrlich geworden war.

Das andre Beispiel hat uns der untäuschbare Späher Thackeray dem englischen high life in den „Newcomes" nachgezeichnet. Da erläutert die schöne, zarte, durch und durch ladyhafte Edith ihrem Heißgeliebten, weshalb sie die seine nicht werden könne. Jede Miß, die nur etwas auf sich hält, und jeder deutsche Backfisch, dem die Ausstattung vor dem Bräutigam kommt, werden diese zwingenden Gründe sofort unterschreiben. Für Edith, so wie sie ist, kann es ein Glück, der Rede wert, nur in einer Ehe geben, die mit zehntausend Pfund im Jahre gegründet wurde. Thackeray läßt es uns auskosten, wie der Hochsinn allein fähig ist, auf ein flüchtiges, schlecht fundiertes Idyll zu verzichten, um allein daran zu denken, was man für seinen Schoß verlangen könne. Kein Zweifel, Edith wird für ihn die standesgemäßen „ten thousand a year" einhandeln; und wenn es fünfzehntausend werden sollten, darf der Käufer sogar ein wenig aus dem Munde riechen.

Hier sehen wir den Hang zum Komfort als den wahren Rassentöter, zugleich als einen Kuppler niederster Ordnung, wirken. Doch alles hat seine Art. Ein

Weib, das tatsächlich und gern der Fortpflanzung dienen will und im Erwählten den zukünftigen Vater ihrer Kinder liebt, soll gehegt und geschützt werden. Die Position ihres Mannes ist somit ein Kaufobjekt, das gar nichts Verletzendes für unser Gefühl hat. Im Gegenteil, wir werfen es dem Bauern vor, wenn er sein Weib trotz Erfüllung jener Pflichten als Arbeitstier anpeitscht bis zum Umsinken. Aber weit häßlicher noch als er sind jene Giftkatzen, die von vornherein erklären, daß sie Kinder hassen; die nur an ihre selbstische Bequemlichkeit denken und mit ihrem Freier statt eines ehrlichen Tausches einen widerlichen Schacher schließen, bei dem selbst offenkundig verdorbene Säfte durch einen weiteren Geldsack aufgewogen und in Kauf genommen werden. Komfort ist für solche Frauen nichts als eine erweiterte Putzsucht. Und wer von ihnen durch teure Möbel, feine Wäsche, große Hüte, Theaterlogen und Auto zur Ehe mit minderwertigen, aber reichen Kerlen geführt wird, steht um nichts höher als käufliche Dienstmädchen, die um bunten Flitters willen zu Dirnen werden.

Das Hauptquartier des heutigen unverblümten Mädchenhandels ist bekanntlich New York, wo alljährlich etwa fünfzehntausend europäische Sklavinnen, zum großen Teil aus Russischpolen, Galizien, Ungarn, Rumänien, Österreich, aber leider zu acht Prozent (= 1200 Opfern) auch aus Deutschland, zum Ver-

brauch für die amerikanischen Bordelle abgeliefert werden.

Teils wegen der Bestechlichkeit unterer Organe der Hafenbehörden und des Hineinspielens von „Politikern", die solche Schmiergelder für Agitationszwecke brauchen, teils wegen der larvierten Formen des Geschäftes ist jede Bemühung einer Abhilfe bisher vergebens gewesen. Außerdem verfügen die amerikanischen Händler über eine besonders pestilenzialische Sorte von Lockvögeln, die sogenannten „Kadetten". Es sind hübsche Taugenichtse, gewandt, brutal und herzenskalt, also von einer Mischung, der ein warmblütiges junges deutsches Mädel von vornherein ausgeliefert wäre. Sie operieren mit Ringen und Heiratsversprechen, verschleppen die Angeführte in irgend ein verrufenes Haus, mit dem sie Kontrakt haben, kehren von Zeit zu Zeit wieder, um die junge Braut zu trösten, und lassen die Verzweifelte dort, sobald sie genügend „eingearbeitet" ist.

Man kann heut in der Welt kommen, wohin man will, man wird, vertreten durch Damenkapellen, Kellnerinnen, Tingeltangelmädchen oder Dirnen schlechtweg, die deutsche Prostitution in Blüte finden. Alle Weltreisenden bestätigen das, und ich zitiere als eine Stimme von vielen die des Dr. Wilhelm Joest, der seine Reise von Japan „durch Sibirien" zurück nach Deutschland im Jahr 1882 beschrieben hat und über einen Abend in Krestofsky, einem westsibirischen Städtchen mit lebhafter Messe, folgende Aussagen macht: „Man wies uns nach einem Gasthaus; wir stolperten eine finstre Treppe

hinauf, wer beschreibt aber mein Erstaunen, als wir plötzlich einen großen, beinahe eleganten, glänzend erleuchteten Salon betraten, wo „russische Kaufleute" mit blonden deutschen Mädchen Champagner tranken, wo zwei jugendliche Schönen einen Flügel mißhandelten und zwölf weitere Mädchen um ihn gruppiert eben im Chor sangen: „Du, Du, Du allein, Du allein", einen Walzer aus der damals eben aufgekommenen Posse „Kyritz-Pyritz". Joest fährt dann fort: „Die blonden Mädchen, welche ahnen mochten, daß unsre unscheinbare Hülle doch vielleicht einige Rubelscheine barg, kamen, zumal als sie hörten, daß wir Deutsche seien, an unsern Tisch heran und erzählten, wie solche Mädchen es lieben, von ihren Schicksalen.

„Man ereifert sich in unserm moralischen Deutschland oft über den Sklavenhandel, den irgend ein westafrikanischer Negerfürst treibt, oder über die Zustände in Kuba und Brasilien, und sollte sich doch lieber des Balkens im eignen Auge erinnern, denn in keinem Lande wird mit weißen Sklavinnen in solcher Weise gehandelt, aus keinem Lande wird soviel dieser lebenden Ware ausgeführt, wie gerade aus Deutschland und Österreich.

„Der Weg, den diese Mädchen nehmen, läßt sich ganz genau verfolgen. Von Hamburg werden sie nach Südamerika verschifft, Bahia, Rio de Janeiro erhalten ihren Anteil, der größte Teil aber ist für Montevideo und Buenos Aires bestimmt, während ein kleiner Rest durch die Magelhaenstraße bis Valparaiso geht.

„Ein andrer Strom wird über England oder direkt nach Nordamerika gerichtet, kann aber hier nur schwer mit dem einheimischen Produkt konkurrieren, er verteilt sich daher den Mississippi hinab bis nach New Orleans und Texas oder gegen Westen nach Kalifornien. Von dort aus wird die Küste bis Panama hinunter versorgt, während Kuba, Westindien und Mexiko ihren Bedarf von New Orleans beziehen. Unter dem Titel „Böhminnen" werden weitre Scharen deutscher Mädchen über die Alpen nach Italien exportiert und wandern dann weiter südlich nach Alexandrien, Suez, Bombay, Kalkutta bis Singapur, ja nach Hongkong und Shanghai. Holländisch-Indien und Ostasien, zumal Japan, sind schlechte Märkte, da Holland in seinen Kolonien keine weißen Mädchen dieser Sorte duldet und in Japan die Töchter des Landes selbst zu hübsch und billig sind; auch verdirbt amerikanische Konkurrenz von San Franzisko aus die Konjunktur. Rußland wird von Ostpreußen, Pommern und Polen aus versorgt, die erste Station ist meist Riga, hier assortieren sich die petersburger und moskauer Händler und schicken von da ihre Ware in großen Quantitäten nach Nischny-Nowgorod, bis über den Ural nach Irbit und Krestoffsky, ja bis ins innerste Sibirien hinein; so traf ich z. B. ein deutsches, auf diese Weise verhandeltes Mädchen in Tschitá.*)

„Dieser großartige Handel ist vollkommen organi-

*) Etwa 400 Kilometer östlich vom Baikalsee.

siert, er wird durch Agenten und Handlungsreisende vermittelt, und wenn das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches einmal hierüber Berichte seiner Konsuln verlangen würde, so ließen sich recht interessante statistische Tabellen zusammenstellen. Die alten Jungfern und Betbrüder aber, die wollene Strümpfe für arme Heidenkinder stricken oder für den Loskauf schwarzer Sklaven Kollekten machen, sollten ihre Zeit, ihr Geld und ihre vielleicht guten Absichten für näherliegende Zwecke verwenden."

Man sieht hier: Joest hat schon vor achtundzwanzig Jahren gewußt, was jüngst als große Entdeckung ausgekramt wurde. Auch er ist der Meinung, daß wir unsre Wäsche besser im eigenen Lande waschen sollten.

Es wird ja freilich, um den Schmerz über den schmählichen Verkauf all dieser Landeskinder zu lindern, von unsern Aftersoziologen auch der Einwand immer wieder vorgebracht: wir sollten froh sein, unsre jungen Dirnen loszuwerden, weil die am kränksten und gefährlichsten seien. Das trifft aber für die reifen und verständigen von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren mit Sicherheit nicht zu, und gerade die stellen das Hauptkontingent zur Prostitution. Diese Mädchen, wenn sie nicht mit Gewalt ruiniert und bösartig gemacht werden, sind im allgemeinen die reinlichsten und gesündesten.

Der vielverzweigte Mädchenhandel, der zurzeit in Deutschland selbst unter den Augen der Behörden, schwer faßbar, trotz aller „Bekämpfung“ vor sich geht, bedient sich zentralisierter Agenturen. Da telegraphiert der obskure Kneipwirt irgendeiner Mittelstadt: „Senden Sie morgen feine Kiste.“ Andern Tags kommt aus dem Hauptquartier eine fesche Kellnerin, die verpflichtet ist, — was sie sehr wohl weiß, — mit dem „besseren“ Gast, der eine Flasche Sekt bestellt, ins Nebenzimmer zu gehn und dort erstens gründlich zechen zu helfen, damit der Wirt „verdient“, und zweitens Gefälligkeiten zu erzeigen, auf deren Erträgnis sie selbst nicht minder angewiesen ist.

Kellnerinnen genießen zurzeit den traurigen Ruhm, auf Statistiken, die sich mit der Bezugsquelle von Geschlechtsleiden befassen, an zweiter Stelle dicht hinter den Prostituierten zu rangieren. Die folgende Tabelle stammt aus dem Jahr 1907 von Lion und Loeb in Mannheim und betrifft 594 erkrankte Männer. Von ihnen waren angesteckt durch:

Dirnen	278	
Kellnerinnen, Büfettdamen	130	(etwa 22 %)
Dienstmädchen	60	
Bürgerstöchter, Frauen . . .	45	
Ladnerinnen	37	
Arbeiterinnen	20	
Näherinnen, Wäscherinnen . .	17	
Künstlerinnen	7	

Wahrscheinlich hat es sich bei jenen 22 Prozent vorwiegend um Gonorrhoe gehandelt, denn eine Statistik von Blaschko über syphilitische Männer allein stellt jene Rubrik, mit nur 4,7 Prozent, günstiger.

Das obige Resultat ist aber nicht weiter verwunderlich, denn Schonung gibt's im Schankgewerbe nicht. Ich rechne unsre Kellnerinnen zu den mühsalgeplagtesten Einwohnern von Deutschland. Wenn sie uns nett und freundlich entgegentreten, ahnen die wenigsten, was auf diesen dienstbaren Geistern deutscher Unersättlichkeit lastet. Fast jede von ihnen, zumal in Ostelbien, wird früher oder später durch die Entziehung von Schlaf ruiniert. Denn ob es bis zwei Uhr nachts gedauert hat oder bis fünf, gleichviel, um acht oder neun Uhr morgens müssen sie im Lokal sein und das Geschirr in Ordnung bringen. Und nun das winterliche nächtelange Hantieren in diesen zur Erzeugung von Durst überheizten, tabakgeschwängerten Höhlen! Wo die Polizei ein Auge zudrückt und zwei Betrunkene, nur weil sie niemand aufstehen heißt, über einem Glase Bier stundenlang Unsinn schwatzend sitzen dürfen, muß ein solches armes Ding erbarmungslos wachbleiben, um noch ein paar Nickel fürs Geschäft zu erraffen. Die meisten von ihnen sind nach kurzem Liebesfrühling, aus dem ein Kind zu sprießen und in der üblichen Engelspflege draufzugehen pflegt, so müde, daß sie Gott danken, sich an freien Tagen ausschlafen zu können. Tausende haben von dem endlosen Stehn und Schleppen in geschnürtem Zustande Gebärmutter-

leiden mit weißem Fluß, den sie behalten und gelegentlich weitergeben.

Über den Agentenschacher mit jungen Sängerinnen, Schauspielerinnen, Artistinnen, Choristinnen usw. wird heute soviel geschrieben, daß es einem wehetut, an dieses leider unbestreitbare Elend auch noch zu rühren. Als in der Nacht vom 1. zum 2. März 1910 auf der Versammlung berliner Schauspielerinnen Rickelt die Frage hinausrief, ob es wirklich Direktoren gebe, die ihre Angestellten zu unwürdigen Diensten nötigten und ob Zeuginnen dafür anwesend seien, erscholl ein vielstimmiges „Ja!" von sämtlichen Bänken. Gewiß möchte gar manche der jungen Damen lieber nicht derart im Handel sein und für jede Empfehlung, jeden Kontrakt, jede Rolle mit ihrer Gunst barzahlen müssen. Indessen was trägt auch an dieser kaum noch larviert zu nennenden Prostitution die Schuld? Das Überangebot. Wie die Motten ins Licht, drängen sich hübsche junge Mädchen, oft ganz unbegabt, zur Bühne und schädigen sich gegenseitig. Ein Halten gibt's nicht; alle sind irgendwann einmal „von einem tollen Schauspieler gebissen" worden, wie man beim Theater scherzt; oder „zu ideal veranlagt", wie sie selber das nennen, falls sie Rosinen im Kopf haben und praktische Tätigkeit verachten. Ihre Gagen betragen dann meistens nur 60—100 Mark im Monat, während allein der geforderte Garderobenaufwand

200 Mark verschlingt. Ja, es soll vorkommen, daß solche, die einen reichen Freund haben, von vornherein auf jede Gage verzichten; eine Lohndrückerei, die den Direktoren leider schon deshalb sehr willkommen ist, weil sie selbst so häufig vor dem Bankrott stehn.

Ebenso verdienen Konfektionsdamen in der Anfangszeit höchstens die Hälfte, oft nur einen Bruchteil von dem, was sie wirklich brauchen. Achtzig Mark im Monat gelten schon für günstig. Wohin damit, wenn Wohnung, Frühstück und Abendbrot allein sechzig kosten? Wundert sich jemand über die Folgen?

Welch einen großen Prozentsatz Fabrikarbeiterinnen in Berlin zur Gelegenheitsprostitution stellen, braucht nicht erst unterstrichen zu werden. In mittleren Industriestädten liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als hier durch gestiegene Selbstachtung der „feine Herr" nicht annähernd mehr jene Anziehung übt, die früher ganz allgemein war. Die Mädel haben heut ihren Schatz und hoffen auf Heirat. Die einstige Devise: „lieber sich für 'nen feinen Herrn hinlegen, als einen dreckigen Schuster heiraten", ist abgekommen, und das ist gut. Besserung ist auch dadurch eingetreten, daß die Fabrikarbeiter selbst sich außerordentlich an geistiger Bildung, Feingefühl und Manieren gehoben haben.

Die Dienstmädchen sind diejenigen, die, wie schon im zweiten Kapitel erwähnt wurde, das stärkste Kontingent zur eigentlichen Prostitution stellen. Das

kommt einerseits daher, daß sie vorwiegend aus der Landbevölkerung oder kleinen Ackerbaustädtchen herstammen, also gutartig, unerfahren, dem Verführer eine leichte Beute sind. Zweitens daher, daß sie den eingetretenen Freiheitsverlust zu stark empfinden, ohne durch einen Halt an der Familie, der sie dienen, entschädigt zu werden. In einem 1854 zu Leipzig erschienenen Werk über „Die Sittenverderbnis unsrer Zeit und ihre Opfer" behauptete der ungenannte Verfasser, daß von den damals dreitausend leipziger Dienstmädchen der dritte Teil der geheimen Prostitution huldigte, was ohne weiteres geglaubt werden kann, da alle Aussagen von Studenten, die mir noch aus den siebziger Jahren über die Zugänglichkeit leipziger Mädel in Erinnerung sind, hiermit übereinstimmen. Während aber ein Lombroso nun sofort mit dem harten Schluß bei der Hand wäre, daß jedes dritte Dienstmädchen in Deutschland, oder mindestens in Thüringen und Sachsen, an „angeborener Minderwertigkeit" litte, weiß der alte Praktiker, daß jene Dinge weit natürlicher und harmloser zustande kommen. Da erscheint z. B. im Sprechzimmer eine junge Frau, seit einigen Monaten erst verheiratet, doch schon mit Eierstockbeschwerden. Man erkundigt sich behutsam nach ihrer sexuellen Vergangenheit. Nein, sie sei nie so gewesen; obwohl sie, in einer größeren Residenz in Stellung, viel Gelegenheit gehabt hätte. Eine Kollegin von ihr, die war anders.

„Wie denn?"

„Ja, die ging mal eines Abends, als sie vom Ein-

holen kam, mit einem Assessor mit. Der schenkte ihr fünf Mark, und es hab ihr arg gut tô, sagte sie."

Diesen Faktor wollen wir doch besser nicht immer vergessen, sobald unser Thema zur Verhandlung steht. War jener Assessor vom hohen Konsistorium, so wird er zwar eines Tages sehr gelehrt über die furchtbare „plaie sociale" reden, an deren Entstehen er selbst so brav mithalf. Seine Kontrahentin aber folgte nur dem berechtigten menschlichen Zuge: sich einen bescheidenen Anteil an Lebensfreude zu verschaffen, und nahm damit selbstverständlich auch die Hälfte der Schuld auf sich. Der Volksmund sagt ganz naiv: „Kindermachen ist der armen Leut' ihr Gebratnes"; wobei nur der Unterschied beachtet sein will, daß zuviel Gebratnes höchstens zu Hartleibigkeit, nicht zu Schwangerschaft führt.

In klassischer Weise hat Groß-Hoffinger 1847 die Dienstbotenfrage für die Stadt Wien behandelt, und ich entnehme seiner warmherzigen Arbeit folgende passende Schilderung: „Einem Dienstmädchen wird gekündigt, weil die Dienstfrau der Meinung ist, daß es ihr nicht ehrerbietig genug begegne. Die Frau wünscht jedoch vierzehn Tage Lohn zu ersparen, benutzt also den Anlaß, daß das Mädchen beim Einkaufen, weil sie einen andern Dienst suchen mußte, länger als gewöhnlich ausbleibt, um sie auf der Stelle aus dem Hause zu jagen. Nach Abzug der Entschädigungen bekommt das Mädchen ungefähr einen halben Gulden von ihrem rückständigen Lohn. Sie ist nun ohne Obdach, ohne

Erwerb. Es ist unmöglich, vor vierzehn Tagen in einen neuen Dienst zu treten, aber sie muß diese vierzehn Tage leben und begibt sich zu verschiedenen Freundinnen, um Geld zu borgen, leider vergeblich. Da sie dienstsuchend Straße auf Straße abläuft, kommt bald einer, der Gefallen an ihr findet. Weil sie hungert, gibt sie sich hin. Dies geschieht nun so lange immer wieder, bis sie einen Dienst erhält. Dann aber ist sie die Ausschweifung gewohnt, und bald ergreift sie das Mittel als Gewerbe, das sie nur durch die Not kennen gelernt hatte ...

„Wenn man abends durch die Straßen Wiens geht, begegnet man oft jungen Mädchen in schlechter Tracht, ohne all den Flittertand und Putz, der den Prostituierten eigen ist. Mit Augen, die sie mehr niederschlagen als erheben, scheinen sie doch etwas zu suchen. Wenn man irgendeinen Anlaß nimmt, sie anzureden, vielleicht ohne weitere Absicht, als sich nach ihrem Schicksal zu erkundigen, so antworten sie auf jede Frage gleich: ich habe keine Wohnung, zu mir kann niemand kommen... Es liegt in dieser traurigen Bereitwilligkeit eine offenbare Resignation — sie fühlen, daß sie etwas opfern müssen, sie gehen nicht etwa mit Vorliebe oder Lust an ihr unglückliches Handwerk. Diese Mädchen, welche alles dulden, aber in deren stumpfer Schicksalsergebenheit mehr Unschuld liegt, als in der Ziererei gewöhnlicher Phrynen, sind vazierende Dienstboten. Ihre Anzahl beträgt in Wien Tausende."

Daher eben kommt Groß-Hoffinger zu seiner Be-

hauptung, daß stellungslose Dienstmädchen „die allzeit fertige Reservearmee der Prostitution" seien. Er verklagt die schnellen Kündigungen, das „Auf-die-Straße-Setzen". Ich weiß nicht, ob Asyle und Horte neuerdings ausreichen, um wenigstens die Mädchen vor Unheil zu bewahren, die schlechterdings nicht fallen wollen. Auch in Berlin aber gestaltet sich der Dienst sehr häufig so, daß Stellungslosigkeit fast mit dem Glücksgefühl von Schulferien empfunden wird und Rückkehr zur alten Fron der Schrecken aller Schrecken ist. Die allerwenigsten Hausfrauen von heutzutage fühlen die Verpflichtung, ihre Mädchen zu sich heranzuziehen. Es gibt ja zweifellos Fälle, wo das geschieht, und auch andre, wo es sich nicht einmal empfiehlt. Ganz im allgemeinen aber werden Dienstmädchen im heutigen Deutschland angeherrscht, gehudelt und wie Hunde gehalten, was jeder unterschreiben wird, der aus dem Augenschein weiß, in welchen dumpfen, ungesunden, im Winter zu kalten, im Sommer zu heißen Hundelöchern sie in städtischen Durchschnittswohnungen zu schlafen gezwungen werden. Deshalb wirkt auf sie der Reiz der Ungebundenheit zehnfach so stark wie auf eine Fabrikarbeiterin, die wenigstens alle Abende und alle Sonntage für sich allein hat, und fallen diejenigen, die durch gewisse Eigenschaften meistgefährdet sind, schnell und für immer.

Hinein spielt wiederum jenes unheilvolle Wort „verdienen", die einzige Leidenschaft, die phantasielose Menschen von niederer, entbehrungsreicher Herkunft zu

beherrschen pflegt. Um in der Stadt „mehr zu verdienen", haben Millionen von Landleuten ihre oft ganz behagliche Heimat aufgegeben, um dann zu entdecken, daß der nominell höhere Stadtlohn für hundert neue Bedürfnisse, und weil alles mögliche, was einem daheim zuwuchs, jetzt bar bezahlt werden muß, noch schneller dahinschmilzt, als die paar Taler des alten Deputates. „Etwas verdienen" ist die Peitsche, die geldgierige Fabrikarbeiter über ihren Ehefrauen schwingen. Die dürfen keine Kinder stillen, selbst wenn sie es könnten, müssen ihre Säuglinge in fremder Kost oft einen nach dem andern hinschwinden sehn, nur um unablässig in die Fabrik laufen zu können. Der Schlosser, Maurer, Goldarbeiter oder Zigarrenwickler, der gern selber „vespert", wie man im Schwäbischen sagt, gibt zu wenig Haushaltungsgeld heraus, knurrt, schilt und schlägt aber trotzdem, um die Frau zum „Verdienen" zu zwingen. Manche, die vom Lande stammend, niemals Lehrmädel gewesen waren, gehn dann als Putz- oder Aufwartefrauen, manche aber in den Großstädten, — schon aus Rachsucht, weil eben alle Tyrannen betrogen werden, — auf die Straße. Nun „verdienen" sie. „Wir könnten ganz gut hier was verdienen", sagte auch eine junge Wittib, die mit ihrer hübschen Schwester in Frankfurt einen kleinen Zigarrenladen mit Hinterstübchen hielt, „aber es fällt so sehr auf". Der ganze Aberglauben jedoch, der für kleine Leute an jener Zauberformel haftet, trat mir einmal zu meinem Schreck aus einem Munde entgegen,

wo ich ihn nie vermutet haben würde. Es war Johann, der Lieblingskutscher meiner Jugend, ein flinker, anstelliger Preußischlittauer, der allerlei Liebesabenteuer wegen aus der Heimat fortmußte und freiwillig bei den Gardedragonern eintrat. Ein vorzüglicher Fahrer und Reiter, — wie oft hatte er mich nicht als kleinen Bub vom Boden gehoben und vor sich auf die Decke des Gaules gesetzt, um über Land zu galoppieren! — wurde er Bursche beim Obersten, machte den Krieg von 1866 mit Auszeichnung mit, wurde dann gräflicher Kammerdiener und hatte jedenfalls viel Gelegenheit zu Vergleichen und Urteilskorrekturen. Ich traf ihn 1875 als begüterten Fuhrhalter in Berlin wieder, und als wir Jugenderinnerungen austauschten, kam er bald auch auf vier bildsaubre Schwestern zu sprechen, deren ich mich noch wohl erinnerte und die er alle besessen hatte; besonders auf die Dore. Die Eltern waren so arm, daß das hübsche Ding oft Hunger litt und er sich die Gunst schon der Fünfzehnjährigen dadurch erwerben konnte, daß er ihr von seinem Brot zusteckte. Dann fügte er ganz elegisch hinzu: „Ja, das war ein Mädel! Wenn die, statt sich von jedem Knecht herumdrücken zu lassen, nach der Stadt gegangen wär', — was hätte die verdienen können!"

Dies nötigt uns freilich, den Geldpunkt auch für die minder naiven Schichten noch einmal schärfer ins Auge zu fassen. Was bedeutet es eigentlich, so

fragt in ihrem Buch von der „sexuellen Krise“ Frau Meisel-Heß, wenn eine, die als Mädchen ungemein stolz und abweisend gewesen war, sobald sie Frau wurde, Geld von ihrem Mann ohne die mindeste Scham fordert? Es bedeutet in letzter Linie doch das Anerkenntnis: daß die Frau allein zu schwach sei, sich und ihr Kind selbständig durch die Welt zu bringen, daß der Erzeuger deshalb sofort auch Pflichten als Ernährer zu übernehmen habe. Was aber dem einen recht ist, sollte dem andern billig sein, und es bleibt eine unehrliche Härte, wenn bei Dirnen und Freundinnen, die sich dem Schatz hingeben, die gleiche Sache: daß der Genießer eine Risikoprämie leistet, als Schande ausgerufen wird.

In Wirklichkeit ist es der natürlichste Hergang von der Welt: daß er, der die Freuden des Umganges begehrt, seine Partnerin irgendwie instandsetzen hilft, sie ihm überhaupt gewähren zu können. Denn alle diese Kinder haben Bedürfnisse und vielleicht sogar Schulden. Leben sie allein, so leben sie ganz sicher auch in Sorgen; leben sie bei den Eltern, so brauchen sie doch Hut, Handschuhe, Stiefel und seidne Strümpfe mit allerlei Items, um sich angenehm zu erhalten, wozu das karge Taschengeld nicht reicht. Zumal in größeren Städten, wo der Luxus ihnen leider so verführerisch nahe tritt, werden die Instinkte der Eleganz geweckt, und dann heißt es bald mit den Franzosen: „Nichts ist so notwendig wie das Überflüssige.“ Darum hab ich von je mein Mißtrauen gegen die Vielgeliebten

gehabt, die sich rühmen, daß sie für Mädchengunst noch niemals Geld ausgegeben hätten. Denn wenn auch ihre Trauten aus Kleinbürgerkreisen — um lauter Fideikommißgräfinnen pflegt es sich nicht zu handeln, — diesen Stolz tatsächlich alle geheuchelt haben sollten, so ist doch die praktische Folge davon einleuchtend: sie halten sich neben dem, der nichts schenkt, und hinter seinem Rücken ein paar Mindergeliebte, die bezahlen. Was von den selbstlosen Freunden, die den Geldpunkt verabscheuen, keineswegs immer beabsichtigt war. Der Volksmund hat für sie die etymologisch nicht recht ergründbare Bezeichnung Nassauer.*)

Freilich waren vor vierzig Jahren die Mädel im Osten noch so warm und von jeder Berechnung weit entfernt, daß schon eine gespendete „bunte Tut" sie hochbeglückte. Dort geschah es, daß eine hübsche Kleine einem Studenten das Geldstück, das er ihr in Papier gewickelt in die Manteltasche geschoben hatte, blitzenden Auges vor die Füße warf. In Berlin passiert dergleichen seltner. Die Kinder, die einem gut sind, fragen wohl: „Muß das sein?" Und öfter als einmal zeigten Bekannte mir lachend kleine Briefe mit folgendem Wortlaut: „Lieber Hans" oder „lieber Fritz! Du schenkst mir immer etwas. Das sollst Du nicht, denn ich liebe Dich usw." Indessen heimlich erwartet und genommen wird es doch. Berlin hat sehr stark an-

*) Ich glaube, es haben irgend wann und wo einmal Zaungäste im Nassen stehen müssen, worauf der berliner Volkswitz sie mit jenem Namen taufte.

gefangen, sich zu verparisern, und leider, leider wird es kein Jahrhundert mehr dauern, daß auch an der Spree die Weibsleute ihren Wert für den Mann hauptsächlich nach den Kosten beurteilen, die sie ihm verursachen.

Wir hätten, so wie unsre Mädel früher einmal waren, die liebenswürdigste Erotik auf der bewohnten Welt haben können; aber unsre jungen Kerle sind im allgemeinen zu geizig und zu roh; daher der Tiefstand, das materielle Elend in unsrer heutigen Durchschnitts-Prostitution.

Sehr treffend schildert Frau Grete Meisel-Heß, wie der Deutsche sich vorteilhaft verändert, sobald er tatsächlich die ökonomische Verantwortung für eine Freundin erst einmal übernommen hat, wie er gerade dann, sobald sie mit ihrer Existenz auf ihn angewiesen ist, schonender und rücksichtsvoller wird. „Schlaue Spekulantinnen wissen das und pochen daher nicht selten auf dieses wirtschaftliche Moment, um den Mann zu halten. Daher die sonderbare Erscheinung, daß „ausgehaltene" Frauen, auch solche von bedenklichster Sorte, auch durchaus minderwertige, in puncto der Treue und Anhänglichkeit und Beständigkeit ihrer Liebhaber fast immer besser daran sind als die Frauen, die in der Liebe vom Mann keine materielle Hilfe dulden. Diese werden, das lehrt die alltäglichste Erfahrung, viel schneller verlassen als jene andern."

Solche und ähnliche Beobachtungen sollten es uns einschärfen, gewisse Dinge, hinter denen zumal in

ärmeren Kreisen harte Notwendigkeiten stehen, nicht so tragisch zu nehmen, sie nicht gleich zelotisch zu berufen und sittenrichterlich zu verurteilen. Das Volk im allgemeinen denkt über die Käuflichkeit der Frau viel natürlicher und milder, ja versteht uns garnicht, wenn wir mit unsern raffinierten Moralbegriffen anrücken. Das gibt nur Mißverständnisse und, falls dann energisch drauf los regiert wird, Mißgriffe.

Für den deutschen Osten freilich wirkt auf dem Gebiete der Prostitution noch eine besondre soziale Ursache historisch nach.

Sechstes Kapitel

Die gute alte Zeit

Hier ist nicht von jener guten alten Zeit die Rede, die es niemals gegeben hat: als alle Leute fromm waren, die Jugend gehorsam, ehrfürchtig und tugendhaft; denn schon der greise Nestor klagte bekanntlich über den bedauerlichen Rückgang. Auch nicht von jener, als das Handwerk noch einen „goldnen Boden“ hatte, was im vierzehnten Jahrhundert wirklich eine Zeitlang der Fall war. Auch nicht von jener, die Baumbach in seinem herrlichen Lied vom gelben Postwagen besingt, als wir noch die Kohlen auf dem Herd nicht ausgehen ließen oder allenfalls mit Schwefelfaden frisch Feuer machten und man von Heidelberg nach Tübingen acht Tage unterwegs war. Sondern es gibt wirklich eine Menschenklasse unter uns, die zwar kein objektives, doch immerhin ein historisch begreifliches Anrecht hat, von der „guten alten Zeit“ zu reden: das ist die Herrenklasse des früheren Privilegienstaates, als die Landbevölkerung sich in Großgrundherren und Erbuntertanen, in Adel und Vieh differenzierte, das

Bürgertum als „Pack" galt. Es war die Zeit etwa von 1500—1800, vom Aufkommen des Jus Romanum bis zur französischen Revolution. Durch die kritiklose Übernahme des Römischen Rechtes wurde in ganz Deutschland die Leibeigenschaft besiegelt und verschärft, mit Ausnahme von Oberbayern, wo der Stand der Reichsfreiherren, der hauptsächlichsten Volkschinder, niemals aufkam, weshalb heute noch das dortige Landvolk viel aufrechten Trotz bemerken läßt und eine Prostitution — außer beim Oktoberfest in München — garnicht kennt.

In Ostelbien dagegen, nicht minder am Rhein und in Schwaben, wo die Reichsritter den Reigen führten und man es gewissen Dörfern schon an ihrer äußern Verkommenheit ansah, daß sie „ritterlich" waren, wurde der Landarbeiter zur Prügel, wurden Kleinbürger- und Landmädchen zur Prostitution erzogen.

Und das klingt zumal in Ostdeutschland heute noch nach. Wie die Russen die Tatarenherrschaft nie, auch nicht nach dem Abschütteln des politischen Joches, verwunden und gewisse Charakterschwächen als dauerndes Kennzeichen von ihr zurückbehalten haben, so wirkt in den Frauen der ärmeren Schichten Ostelbiens die Erinnerung an jene Zeit persönlichen Frondienstes, der für selbstverständlich galt und der Herrenklasse ohne Nachdenken geleistet wurde, halb als Instinkt, halb als Lebensweisheit, wie sie von der Mutter auf die Tochter kommt, weiter. Denn hier eben bedeutete „Verdienen" einen Fortschritt; die bisherige

Preisgebung an die Herren Gebieter war durchaus gratis gewesen.

Dies hat ihre Folgen für beide Teile gehabt. Nirgends ist die prinzipielle Käuflichkeit des Frauenleibes der Prostitution so weit entgegengekommen, wie in den östlichen Provinzen Preußens, und nirgends haben sich die verwöhnten Triebe der sogenannten Oberklasse derart gewissenlos und brutal zur Erniedrigung ihrer Opfer ausleben dürfen. Die Roheit des Tones bei einem großen Teil dieser armen Mädchen ist nichts als das Echo der Roheit, mit der ihnen vonseiten ihrer Käufer gewohnheitsmäßig begegnet worden war. Hier gilt es heute noch, und zwar in den allerbesten Kreisen, für fein und anständig, dasselbe Mädel, um dessen Fall man sich mit List und Gewalt wie ein Verzweifelter abgemüht hatte, nach genossener Gunst im vertrauten Zirkel „Sau" zu titulieren.

Wenn cholerische Patrioten, die das wissen und kennen, sich dahin resümieren: „Da hilft eben nur die Guillotine", so ist das natürlich so schlimm nicht gemeint. Immerhin mag zur Stärkung der Kritik und zur Erleichterung eignen Urteils hier aus dem Garnisonleben der „guten alten Zeit" ein Genrebildchen reproduziert werden, das sich leider, leider in dem für uns in Betracht kommenden Hauptpunkt: in dem Verhältnis des weiblichen Geschlechts zu den Herren Offizieren, von heutigen Zuständen im Osten nur sehr wenig unterscheidet.

Es stammt von einem sächsischen Verwaltungs-

beamten mit Namen Neigebauer, dem es augenscheinlich ein boshaftes Vergnügen bereitet hat, aus einer Schule zu plaudern, der seine Sympathien nicht galten*). Er hatte ringsum zugesehn, wie herrlich und in Freuden die adligen Gutsbesitzer lebten, die der damalige „Gesindezwang" stets mit frischer Ware versorgte. Jeder Erbuntertan war verpflichtet, seine reifgewordene Tochter aufs Gut zu schicken, wo sie für freie Station und ein paar Taler zu Weihnachten der Benutzung durch den Hausherrn oder seine Söhne oder seine Gäste unterlag, wenn sie hübsch war. Mit einem Kind vom „gnädigen Herrn" oder vom „jungen Herrn" pflegte sie dann an einen Leibkutscher oder Leibjäger oder auch nur einen Instmann verheiratet zu werden.

Neigebauer in seinen vom Jahr 1835 datierten „Ansichten aus der Kavalierperspektive" läßt mit großem Geschick diesen oder jenen advocatus diaboli auftreten, der „die gute alte Zeit" zurückersehnt und Einzelheiten preisgibt, bei denen uns Heutigen die Zähne knirschen. So heißt es einmal: „Zwar war unsre Garnison zerstreut in kleinen Städtchen; aber gerade da konnte sich der ritterliche Geist der Offiziere ganz frei entwickeln. Der Rittmeister war die erste Person in der Stadt, der Justizdirektor, der Superintendent, der Kreisphysikus kamen garnicht in Betracht, und trafen sie ja einmal bei dem benachbarten Landadel mit uns

---

*) Vgl. Eccardus: „Geschichte des niedern Volkes in Deutschland", auch für S. 103ff.

an einer Mittagstafel zusammen, so verstand es sich, daß sie unter mich als den jüngsten Fahnenjunker zu sitzen kamen. Aber dafür waren auch alle Offiziere Leute von Geburt. Damals waren noch gute Zeiten." Nachdem er die Liebschaften mit den Frauen der adligen Gutsnachbarn geschildert hat, fährt jener Johanniterritter fort: „Doch auch in der Stadt gab es, so klein sie war, Gelegenheit zum Vergnügen; die Bürgerweiber rechneten es sich natürlich zur Ehre, wenn sie mit einem der vornehmen Herren eine heimliche Liebschaft unterhalten konnten, und die Gemeinen waren ausgelernt darauf, die Gelegenheit zu solchen Bekanntschaften und mit Bürgermädchen zu vermitteln, wenn sie es sich auch nicht übelnahmen, mit den Herren Offizieren zu teilen. Dies aber taten sie schon aus damaliger viel besserer Subordination sehr gern." Es soll dann amüsant gewesen sein, mit welcher „Devotion" andern Morgens der Schuster, bei dessen Frau man zur Nacht gelegen, oder der Schneider, dessen Tochter die Nacht beim Herrn Leutnant zugebracht hatte, vor dem herablassenden Benutzer die Mütze zogen.

Es bestand also innerhalb des Feudalwesens als normaler Dauerzustand eine Entwürdigung der Frauen, wie man sie eigentlich nur bei Fremdherrschaft als Ausnahme hätte vermuten dürfen. Wenn es nicht an sich schon Prostitution war, bildete es doch eine wirksame Vorschule für sie. Das Datum 1835 ist übrigens willkürlich; vor der Schlacht von Jena war es genau so, wenn nicht schlimmer gewesen. Erinnert man sich,

wie haßerfüllt, wie abweisend die Französinnen den deutschen Siegern im Jahr 1870 und während der ganzen Occupation begegneten, und vergleicht damit die Aufnahme der Franzosen unter Napoleon in Deutschland, so empfindet man erst recht, wieviel Schande die Demoralisierung der Frauenwelt durch den Privilegienstaat uns eingetragen hat. Wie abgebrüht andrerseits auch die Besten gegen diese Schande waren, merkt man an den Briefen F. A. v. Stägemanns, der ganz humoristisch seiner Frau schildert, wie zufrieden die königsberger Dienstmädchen mit den Franzosen gewesen und wie einmal hundert hübsche Mädel aus Königsberg nach Wehlau von ihnen nachbestellt worden seien. Die hübscheste Königsbergerin, eine „Demoiselle Kuhlemann", hatte sich dem General Savary so angenehm zu machen gewußt, daß er zwanzigtausend Taler, natürlich den Ostpreußen abgepreßtes Geld, bot, um sie mitnehmen zu dürfen, worüber die braven Eltern außer sich gerieten, weil sie nämlich dreißigtausend haben wollten. „Sie und mehrere Frauen und Mädchen aller Art sind täglich zu Savary geholt und erst spät des Morgens nach Hause gefahren worden; es sollen Leute darunter gewesen sein, von denen man es nicht erwartet hat, daß sie sich zu diesen Bacchanalien würden kommandieren und durch die Furcht, von Gendarmen geholt zu werden, schrecken lassen. Man hat nicht gehört, daß Lukretia hier eine Nachfolgerin gehabt oder ein Vater wie der alte Galotti seine Tochter mit dem Dolche der ihr drohenden Gefahr entrissen hätte."

Ich habe, was die Kleinbürgerkreise anlangt, vor dreißig Jahren dort ziemlich die gleichen Sitten und Anschauungen vorgefunden, wie sie Neigebauer schildert, und noch erinnre ich mich von einem Regiments-Mannschaftsfest her des folgenden Dialoges:

„Untroffßier, wo ist Ihre Schwester?" Worauf der, die Hacken stramm:

„Der Herr Leutnant v. B. beehrt ihr eben."

Wahrhaftig, zur Züchtung von Prostituierten kann es gar nichts geeigneteres geben als jene erbuntertänige Gesinnungslosigkeit. Und wir können innerhalb der Prostitution die Brutalisierung, das Indenstaubtreten des Weibes unmöglich loswerden, bevor nicht ein freieres Bürgertum den Privilegienstaat als unästhetisch empfinden gelernt hat und sein Wiederaufleben energisch ablehnt.

Siebentes Kapitel

Das moralische Prinzip

War die Absicht meiner letzten Kapitel, zu zeigen, wie auch die Prostitution noch prostituiert werden kann, eine Hebung der Frauen ohne Hebung der Prostituierten jedoch aussichtslos ist; weshalb man also, wenn man überhaupt etwas bessern will, auch den Prostituierten zunächst einmal Menschen-, Frauen-, Bürgerrechte wieder zubilligen müßte; so wenden wir uns jetzt zur Gegenseite, wo man sich viel davon verspricht, die oft schon so vertierte, so schmählich tiefstehende auch noch energisch zu bekämpfen, also ihre Opfer, so bedauernswert sie an sich schon sind, auch noch durch organisierte Staatsmittel möglichst zu schädigen.

Diese Tendenz zieht all ihre Kraft bekanntlich aus der Moral. Versuchen wir, uns von der Gemütslage, der Vorstellungsweise, dem modus procedendi zum Ziel dieser Sittlichen und Übersittlichen ein Bild zu machen. Ich lese folgendes aus ihrem Gebaren ab:

Der Leib gehört dem Teufel. Der Mensch sollte

besser garkeinen Leib haben. Seine vitalen Instinkte müssen abgeleugnet, seine sexuellen Bedürfnisse müssen unterdrückt werden. Denn das entsetzlichste von allem ist geschlechtlicher Umgang. Wie die Vorsehung es zulassen konnte, daß Kinder nur durch geschlechtlichen Umgang entstehen, ist ein Rätsel. Vermutlich handelt es sich um einen Irrtum, den der weise Mensch korrigieren muß. Es wäre besser, die Menschheit stürbe aus, als daß sie sich durch jenen furchtbaren Akt fortpflanzte. Nur die Ehe hat leider einen Freibrief zum Beischlaf; doch sind Ehen ohne Beischlaf lobenswerter. Sie sind frömmer. Zum mindesten sollte kein Beischlaf ein Vergnügen sein; sonst stammt er ganz bestimmt vom Teufel. Eheleute sollten also keine Lust aneinander haben. Nur Heiraten ohne Zuneigung sollten stattfinden, da man bei Zuneigung nie wissen kann, ob nicht Sinnlichkeit im Spiel ist. Sinnlichkeit ist etwas ganz Schaudervolles und führt in die Hölle. Alle Frauen sollten häßlich sein. Brüste sollte es nirgend mehr geben; wenigstens keine hübschen. Hüften auch nicht. Je reizloser eine Frau ist, desto mehr Freude hat der Schöpfer an ihr. Daher sollten alle den Leib vernachlässigen. Sich waschen zu Schönheitszwecken ist eine Todsünde; besonders an gewissen Stellen. Alle „gefallenen" Mädchen sollten zu Tode gefoltert werden. Tatsachen beweisen garnichts. Unter Umständen muß man sie verdrehen. Alle Welt soll glauben, daß ein völlig „reines" Leben von Gott beabsichtigt war.

Wir finden in diesen Gedankengängen die mittelalterliche Askese wieder, die sich nicht nur in der Gunst gewisser idealistischer Kreise aufs neue ausgebreitet, sondern leider auch in der Macht festgesetzt hat und die ausführenden Organe zuweilen stark beeinflußt. Und zwar ist zwischen katholischen und protestantischen Zeloten kein rechter Unterschied zu bemerken.

Gewiß liegt es mir fern, den mittelalterlichen Gedanken der völligen Herrschaft des Geistes über das Fleisch zu belächeln. Er war eine der erhabensten Konzeptionen bei seinem Entstehen, und auch die Durchführung nicht ohne Großartigkeit. Aber diese Durchführung ist eben mißglückt, und wir sollten eigentlich heute kritisch genug sein, uns durch die damals begangenen Fehler warnen zu lassen. Das Evangelium ist zur alleinigen Regulierung des Lebens von Alltagsmenschen schon wegen seiner vielen inneren Widersprüche ungeeignet, ganz abgesehen davon, daß es die Machthaber für ihre Zwecke fälschen.

Tragisch, daß gerade damals, als die deutsche Frau einen durch Schönheit und Kraft gesegneten Leib hatte, ihr dieser Leib verekelt und aus der Askese heraus ein körperliches Ideal aufgestellt wurde, so daß sie sich eigentlich fortwährend kasteien, ihre Brust mit breiten Binden platt pressen mußte, um ihm ähnlicher zu werden. Doch vergebens haben uns die mißleiteten und gezwungenen Maler jener Zeit ihre krummen „Krepiereln“ gemalt. Die Renaissance mit ihrem

„Sinnentaumel“ (so heißt es ja wohl?) war die einzig mögliche Antwort auf die Askese und siegte scheinbar auf der ganzen Linie; doch erleben wir es heute, daß dieser Sieg, in Deutschland wenigstens, durchaus nicht endgültig war. Die alten Trugschlüsse mit ihren Nasenstübern an den Schöpfer, ihren verstiegenen Postulaten leben wieder auf, und kopfschüttelnd muß die Hygiene mit ansehn, wie es weite Kreise des Volkes für ein Verbrechen halten, sich ordentlich zu reinigen.

Nun liegt es freilich in der Natur der Dinge, daß ein gesunder Gedanke meistens unbequem ist und die größte Mühe hat, sich Geltung zu verschaffen. Beim Kampf gegen Typhus und Cholera vermag, weil man auf diesen Gebieten etwas weiter voran ist, die Moral schlechterdings nicht mehr mitzureden; den Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten aber hat sie durch ihre Einmischung zu einer Fortbewegung auf der mathematischen Linie, die sich in die Unendlichkeit verliert, verdorben. Er betätigt sich in der Fürsorge für eine ganz ferne Zukunft und für ein, in meinen Augen, unmögliches Geschlecht, das niemals kommen kann, während die Bedürfnisse und Forderungen der Gegenwart, des in der Nähe Vorhandenen, stiefmütterlich angesehn und vernachlässigt werden.

Wie unpraktisch indessen dies für den Gegenstand selbst auch sein mag, höchst vorteilhaft erscheint es leider für die Eigenliebe gewisser Bekenner und Führer. Denn so weltfremd ist kein einziger von ihnen, daß er nicht

genau wüßte, wie das, was er angeblich „bekämpft“, ein ganz notwendiges Attribut der Spezies Mensch im Kulturzustand ist und nur mit der Kultur selbst verschwinden kann. Gelingt es nun tatsächlich, dieses unausrottbare Natürliche wegen seiner kulturellen Beimischung als „unsittlich“ auszurufen, dann ist auch bis in ferne Jahrhunderte Stoff zur „Bekämpfung“ vorhanden und die eigene Unentbehrlichkeit gesichert. Darum ist jener Phrasendrusch, dessen hohler Lärm das Ohr keines wirklichen Menschenfreundes täuschen kann, doch sehr gewitzt, denn er eröffnet den Oberbonzen und ihrem Anhang eine endlose Perspektive von Maulheldentum mit Besoldung, von Versammlungen, Vereinen und Zweigvereinen mit Präsidenten, Sekretären, Drucksachen, Merkblättern, Redaktionen, Wanderpredigten, Kongressen, Ehrungen, Orden, Nachrufen und vor allem, sofern man auch die Behörden am Leitseil hat, Maßnahmen.

Nur die arme deutsche Jugend hat es um nichts besser als vorher, und vollends die weiblichen Opfer der Prostitution sind so übel dran wie nur je.

Zwar ist selbstverständlich die Fähigkeit, die Möglichkeit, sich des Weibes zu enthalten, nützlich und ehrenvoll. Jeder Verständige wird, schon zur Prüfung seiner selbst, gelegentlich eine solche Probe mit sich vornehmen, wenn ein Examen droht, oder es gilt, sich in einen neuen Pflichtenkreis einzuschaffen, oder ein Gelübde bindet, sei es kurz vor der Vermählung oder in einer Trennungszeit. Derartige Proben gelingen dem Ge-

wissenhaften, ohne daß er sonstigen Schaden litte, erfahrungsgemäß für ganze Monate, ganze Vierteljahre; fürs ganze Leben jedenfalls nur in den seltensten Fällen. Und ein Bekannter gestand mir ehrlich, daß er etwas Derartiges nie wieder unternehmen würde, da ihm die Wut, mit der er sich nach Ablauf der Karenz bei der ersten Zusammenkunft auf die betreffende Partnerin gestürzt habe, noch in der Erinnerung peinlich sei.

Was die alte Burschenschaft mit ihrem Keuschheitsprinzip anlangt, so werden von den heutigen Asketen tendenziös gefärbte Nachrichten über sie kolportiert. Soviel mir bekannt ist, haben sämtliche heutigen Burschenschaften mit ein oder zwei Ausnahmen jenes rigorose Prinzip als undurchführbar aufgegeben. Dem „Mulus“, der sich nach dieser Angelegenheit erkundigt, wird heute meistens gesagt: „Ach, das vergessen Sie vollständig, sobald Sie erst bei uns sind.“ Und das ist halb richtig; denn der Fechtbetrieb mit dem Mensurwesen verursacht in der Tat eine gewisse Betäubung sexueller Wünsche, während das übermäßige Trinken, und zwar bei einigen schon der Rausch selbst, bei fast allen der Nachtag, sie desto heftiger anregt.

Was die älteren Jahrgänge betrifft, für die jenes Prinzip noch galt, so hab ich an ihnen sämtliche der vier möglichen Erfahrungen gemacht. Ich entsinne

mich einiger, von denen ich überzeugt bin, daß ihre Aussage auf Wahrheit beruht und sie ihr Wort bis zum Ehebett gehalten haben. Der Mangel blühenden Phantasielebens scheint mir allerdings zum Gelingen eine wichtige Hilfe zu sein. Immerhin kenne ich zwei, die am selben Tag eintraten, am selben Tag heirateten, deren Frauen pünktlich nach neun Monaten am selben Tag niederkamen, und deren Söhne wieder am gleichen Tag eingetreten sind, um es vielleicht so zu halten wie ihre Väter.

Ich kenne andre, die, kräftig und gewissenhaft, austraten, weil sie fühlten, den Pakt nicht durchhalten zu können.

Ich kenne dann aber einen, der darüber zugrunde ging, daß er ihn hielt. Er gestand mir in einer vertraulichen Stunde feuchten Auges, daß für ihn, einen robusten und vollsäftigen Ostpreußen, die einzige Rettung aus der Versuchung, wenn der Abend endlich kam, darin bestanden habe, ein Burschenlied anzustimmen und sich im Kreise der Kommilitonen, später allein für sich, einen Rausch zu trinken. Das ging nun Jahrzehnte hindurch. Er hatte es erreicht, daß ihm keine Kellnerin mehr als einen mechanischen Apparat bedeutete, zur Herbeischleppung von Bier; doch war ein Widerwille gegen die Frauen der Gesellschaft bei ihm eingetreten. Er lebte in Kneipen und saß auch mit ergrautem Kopf noch stets an der „scharfen Ecke"; nur Mensurgeschichten und Studentensachen hatten, außer etwas Politik, Reiz für ihn. Des Trinkens

war kein Aufhören, und wir nannten ihn den „Klabautermann", weil zuletzt alles vor ihm floh, wo er auftauchte. Eine hohe Begabung und ein ursprünglich mutiger, selbständiger Geist wurden so in ihm gebrochen.

Die vierte Erfahrung, die peinlichste und zugleich selbstverständlichste von allen, ist mir von den verschiedensten Seiten bestätigt worden. Sie lautete: „Jawohl, sie hatten in Jena das Keuschheitsprinzip; aber wenn sie nach Leipzig kamen und sich betrunken hatten, war ihnen kein Puff gemein genug." Hiervon ist allerdings abzuziehen, daß derartige Beobachtungen hauptsächlich von andern Burschenschaftern gemacht wurden, bei denen von jeher eine gewisse Eifersucht auf die straffere jenenser Zucht bestand und die daher ganz gern die Gelegenheit wahrnahmen, den Jenensern etwas am Zeuge zu flicken. Soviel bleibt aber gewiß, daß Menschlichkeiten hier und anderwärts vorgekommen sind, da viele der jungen Leute zu lax oder noch zu unreif waren, um die Tragweite ihres Gelübdes ganz zu begreifen, gerade wie vom Klerus des Mittelalters die einen jene Dinge sehr ernst nahmen, und die andern weniger. Da siegt eben die ganz natürliche Reaktion gegen zu harten Druck; der Zweck wird verfehlt.

Ebensowenig darf man das Ehrenwort auf Enthaltung loben, das Rudervereine ihrer Mannschaft abnehmen, die für eine Regatta tränieren soll. Es ist abscheulich, inhuman, freier Deutscher unwürdig. Die

armen jungen Leute werden zum Dank für ihre Mühe in die schwerste Gewissensnot gestürzt und, wenn sie straucheln, mit Schuld beladen.

Bei der Organisierungs- und Disziplinierungswut, von der ganz Deutschland besessen ist, kann es leider kaum ausbleiben, daß den Primanern, die heute nur „aufgeklärt" werden, früher oder später die Zumutung nahetritt, jetzt, wo es noch Zeit sei, das Keuschheitsgelübde abzulegen. Um solchem gewalttätigen Unfug vorzubeugen, mag es dienlich sein, etwas energischer als bisher daran zu erinnern, daß auch unsre Sokratesse und Heiligen ihre Schwächen haben.

Ich spreche dabei nicht von den Pfarrersköchinnen, da mir die Geistlichen, die sich eine halten und mit ihr verkehren, durchaus sympathisch sind, weil sie der Natur treuer als einem Gelübde bleiben, das von jeher ausgiebig gebrochen worden ist und dessen Einhaltung gerade von Landpfarrern zu fordern, eine Härte bedeutet. Ich weiß auch nicht, ob es eine Politik ist, die sich auf die Dauer bewähren kann, diese armen Menschen grundsätzlich, selbst wenn sie sich für andre duldsam zeigen, um eines Triebes willen zu verspotten, dessen Betätigung wir doch als unser eignes gutes Recht in Anspruch nehmen.

Die Kirche selbst war in arger Verlegenheit gewesen, als sie im elften Jahrhundert die Ehelosigkeit von ihren Geistlichen forderte, da die schlimmste Form der Simonie, die Erblichkeit von Kirchenämtern, sich sonst, wie die Dinge lagen, baldigst eingestellt haben

würde. Es hatte also der Zölibat, was wir nicht vergessen wollen, ursprünglich nicht das mindeste mit der Absicht zu schaffen, den Himmel durch Enthaltsamkeit zu erobern, sondern diente zur Feudalzeit einem finanziellen Zweck: der Disqualifizierung von Laien für Belehnung mit Kirchengut. Hätten schlichte Pfarrer heiraten dürfen, so würde es unmöglich gewesen sein, Bischöfen und Äbten die Ehe zu verbieten. Dann würde jedoch mancher verheiratete Fürst sich noch die Bischofsmütze über seinen Fürstenhut gestülpt und einem ehrgeizigen Kaiser seine Ehe nicht mehr dabei im Wege gestanden haben, sich als Papst ausrufen zu lassen, wie denn im Islam ganz ähnliches bereits geschehen war. Sollte das Kirchengut bei der Kirche bleiben und der Papst auch ferner in der Lage sein, bei Besetzung von Ämtern unter den fähigsten zu wählen, ohne durch Erbfolge irgendwie gebunden zu sein, so mußten seine Beamten ehelos bleiben. Dies die wahre Meinung des Zölibates, als ihn Gregor VII. einführte.

Warum er auch nach Säkularisierung alles Kirchengutes beibehalten wurde? Das lag wiederum an der Beichte. Sie hatte sich noch unter Papst Leo dem Großen (zu Zeiten Attilas) auf schwere Sünden beschränkt. Seit auch Gedankensünden in ihren Bereich gezogen worden waren, liefen besonders die Frauen fortwährend zu den Priestern und faßten sich natürlich mehr Zutrauen zu solchen, die keine Eheweiber zu Hause sitzen hatten, mit denen Geheimes besprochen werden

konnte. Der Beichtstuhl soll heut in der Politik eine Rolle spielen, doch gehört das nicht hierher. Zur alten Kaiserzeit, als ihm eine solche Rolle jedenfalls noch fremd war, hielten die klugen Westfriesen streng darauf, daß jeder Priester sexuell versorgt sei, und ließen keinen zu sich herein, der nicht sein Weib oder seine Konkubine bei sich gehabt hätte.

Wenn aber die heutigen Zölibatäre, wie man mir sagt, nicht schuld sind, woher dann jene Verbissenheit, jene fressende Wut über das Geschlechtsleben der Mitmenschen, wie sie unser öffentliches Leben heute vergiftet? Woher das Aufpassen, die Freude am Denunzieren, die ganze Sittlichkeitshuberei mit ihrem Rückfall in mittelalterliches Denken, die Sucht, jeder zweiten oder dritten ländlichen Braut noch vor dem Altar den Myrthenkranz aus dem Haar zu reißen?

Freilich, blickt man auf das protestantische Heerlager, wo die Pfarrer fast alle verheiratet sind, so muß man fragen: steht es da viel besser mit der Auffassung des Natürlichen? Duldung wird hier nur ganz ausnahmsweise bewilligt, — die unehelichen Kinder können etwas davon erzählen, — dagegen nicht selten herausgefordert, wie jene kleine Geschichte beweist, die aus G. vor etlichen Jahren ruchbar wurde.

Dort hauste ein verlorenes Kind, „wo die letzten Häuser stehn", und befand sich, was jedermann wußte, im besondern Schutz eines Pastors aus der Nachbar-

schaft. Wenn nun die Studenten nach einer Kneiperei Lust bekamen, zogen sie hinaus und klopften als höfliche Leute zunächst an die Fensterladen. „Anning!... Anning!“ — man muß das nur einmal in dem herzlichen mecklenburgischen Tonfall erzählen hören! — „Anning! ... Is Pasting noch inn??“

Achtes Kapitel

Das berliner, hamburger und münchener System

Auf Berlin lastet zur Zeit das Odium, der lüderlichste Ort von ganz Deutschland zu sein. Die Weltstadt kann nichts Vernünftigeres tun, als die Schreierei der Neunmaltugendhaften mit heiterm Lächeln zu ertragen und allenfalls mit einem Achselzucken der Verachtung zu beantworten.

Denn in keiner Stadt unsrer bewohnten Erde wird intensiver gearbeitet als dort. Wer als Deutscher etwas durchsetzen will und sich zur Erlangung von Informationen dorthin begibt, wird sich bald in einer mit geistiger Spannkraft geladenen Luft bewegen, die alle geheimen Energien wachruft und fördert.

Dafür ist auch das vielgescholtene berliner Nachtleben ein Ausdruck von vielen. Man hat es längst beobachtet, daß dergleichen sich nur auf dem Boden einer gesteigerten Wirtschaftlichkeit entwickelt. Drei Viertel all' der Menschen, die da noch zur Mitternachtszeit auf- und niederströmen, haben ihr Geschäft im Kopf oder kommen vom späten Abendessen. Es ist

ihnen nicht möglich gewesen, aus dem engen Kontor sofort in ihre eignen vier Pfähle überzugehen. Sie suchten helles Licht, andre Menschengesichter und, vermöge eines Trunkes, Entspannung von Sorgen, eine gewisse eudämonistische Gemütslage wenigstens für kurze Zeit. Von den wirklichen Müßiggängern aber, die man antrifft, entfallen vielleicht neun Zehntel auf Gäste, die sich in Berlin „amüsieren" wollen.

Man kennt ja diese „Provinzonkels", die immer mehr wissen, als der Einheimische, der sie führen soll; die ihren Führer in Lokale schleppen, die er ohne den tugendhaften Gast niemals aufgesucht haben würde. Hier erblicken wir zugleich eine der tiefsten Ursachen der Prostitution überhaupt und lernen gerad ihre Zügellosigkeiten aus der Härte, den schnürenden Fesseln der konventionellen Kultur begreifen. Es ist etwas in uns, uneingestanden, unterdrückt und gleichwohl höchst lebendig, was von Zeit zu Zeit seine Ketten sprengen will und dem wir, die kein Gelübde bindet, in sogenannten schwachen Stunden, alle Dressur vergessend, mit größtem Behagen nachgeben. Wieviele Afrikaner wohl gerne nach der Heimat kehren, doch eine Sehnsucht nicht mehr loswerden: zu leben, wo es keine Plätthemden gibt, wo das ewige Aus- und Anziehn, Auf- und Zuknöpfen wegfällt, so hat es einen urwüchsigen Reiz, endlich einmal der übertriebenen Schamhaftigkeit, auf die uns unsre gebildeten Frauen zu ihrem eignen Schaden abgerichtet haben, Valet zu sagen und für ein paar flüchtige Stunden als Adam

an der Seite Evas zu existieren. Darum eben rieten die Brüder Goncourt solchen Frauen, die ihrer Männer lange sicher zu bleiben wünschen: sie möchten etwas von den Gewohnheiten der Dirnen annehmen; anders ausgedrückt: sie sollten nicht so „ötepetöte" sein, weil ihnen sonst die Herren durchgehn, um sich anderswo natürlicher betragen zu können.

Berlin ist also eine Stadt, in der es im wesentlichen nicht verdorbener, sondern lediglich freier als in kleineren Orten zugeht. Etwas Ähnliches haben ja viele verständige Männer schon beim Blättern in der Geschichte der Prostitution herausgefunden. Sie sagten sich: „Du lieber Himmel, wenn das alles, was wir da lesen, wahr ist, wie nicht bezweifelt werden kann, dann ist ja die menschliche Natur in Wirklichkeit ganz anders, wie wir uns eingebildet und unserm Publikum weisgemacht haben." Berlin funktioniert somit als ein Schlupfloch der Natur. Hunderttausende benötigter Provinzialen können hier ihre meist recht irdischen Schlacken ausglühen und kehren, sobald sie bereinigt sind, mit enorm gefestigten Grundsätzen in ihre sittsamen Krähwinkel zurück. Aber sie kehren auch wieder.

Berlin vermag diese wichtige, entlastende Funktion hauptsächlich aus mechanischen Gründen zu erfüllen, weil bei seinen ausgedehnten Raumverhältnissen die Zahl der Aufpasser und Denunzianten einfach nicht ausreicht. Was aber die weiblichen Kontrahenten jener Bedürftigen angeht, so spielen bei ihnen erfahrungsgemäß ähnliche Motive die Hauptrolle. Ich bin

fest überzeugt, daß die meisten der Mädchen, die nach Berlin gehn, um hier „Stellung zu suchen", in der Heimat bereits defloriert worden waren. Nehmen wir einen ganz typischen Fall aus einem Garnisonort, Glogau, Kolberg oder Allenstein. Da fängt irgendein Kleinbürgermädel mit einem Leutnant eine Liebschaft an und gibt sich ihm hin, was ihr zwar gefällt, nicht aber ihren Freundinnen, die keinen Leutnant haben. Die Sticheleien hören nicht auf, die Familie mischt sich drein, die Kleine kommt aus den Tränen nicht mehr heraus. Sie sieht, sie muß ihren Schatz aufgeben. Aber auch die Liebe? Nein, sie zieht nach Berlin, um sich freizumachen. Selbst aus Städten wie Stettin tun das Dutzende von Mädchen, weil sie zu Hause geniert sind und in Berlin nicht. Viele nehmen tatsächlich Stellung an, und es hängt außer vom Glück wesentlich von ihrem Charakter ab, wie sie sich einrichten, welchem Wandel sie huldigen. Diese frischen Novizen sind es, die der Prostitution von Berlin ein freundlicheres Gesicht verleihen.

Zwar gibt es Philosophen, die, wenn sie überhaupt von unserm Gegenstand reden, immer gleich die tiefste, meist entwürdigte Stufe im Auge haben. Und haben sie sich wirklich aus dieser Hefe von Bettlerinnen zwei- oder dreimal ein Exemplar herausgefischt, dann verkünden sie über die Gewohnheiten der berliner Prostitution stupende Ansichten. Ich bin umgekehrt in der Lage, ganz bescheiden erklären zu müssen, daß ich über die Hefe nichts Besondres aussagen kann,

weil ich nie das Bedürfnis hatte, mich über sie genauer zu informieren, da ich sie gar nicht für charakteristisch halte. Iwan Bloch teilt als Beobachtung von Virey, Kurella, Lippert u. a. in schätzenswerter Weise mit, daß diese alten eingeschriebenen — „Pestracker" nennt sie der Student — zuletzt ihre Brüste verlieren, Männerstimmen und Glatze bekommen. Sehr möglich. Ich behaupte dagegen auf Grund langjähriger Betrachtung, daß nirgendwo die Prostitution soviele Züge mit der freien Liebe gemeinsam hat wie in Berlin. Roh werden diese Mädchen immer erst, wenn undemokratisch erzogene Lebejünglinge brutal mit ihnen umgehn.

Das System, das ihnen gegenüber vonseiten des Staates und der Kommunalverwaltung heut in Anwendung ist, besteht aus lauter Kompromissen. An den leitenden Stellen herrscht sehr viel intime Kenntnis, auch sehr viel Wohlwollen, und Nachsicht selbst noch bis zu den untersten Organen herab, die, wenn zuweilen auch Ungeschicklichkeiten vorkommen, doch öfter noch eine wahre Lammesgeduld entfalten. Allein ein bestimmter Druck von einer nicht näher zu bezeichnenden Stelle her scheint oft gerade das Vernünftige zu vereiteln. Kenntnis herrscht da so gut wie garkeine, und das Wohlwollen gilt einer Zwangsbeglückung, mit der Tendenz etwa: „Man baue für jedes geschlossene Bordell oder Tanzlokal eine Kirche, dann wird alles

wunderschön. Die Prostitution muß man mit allen Mitteln bekämpfen, die gefallenen Mädchen bestrafen. Der ganze außereheliche Verkehr sollte gesetzlich verboten werden."

Darum hat man die berliner Bordelle, nachdem die Praxis ihnen gegenüber mehrfach gewechselt hatte, schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts eingehn lassen. Am Belle Alliance=Platz wird aber von Altertumsforschern heute noch die Stelle gezeigt, wo „Mamsell Meyer" einst ihre Abtei verwaltete. Heine, in der Sehnsucht nach seinem Freund Eugen, sang von ihr also:

„Such ihn nicht im Kollegium,
Such ihn beim Glas Tokaier,
Such ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such ihn bei Mamsell Meyer."

Napoleon soll im Herbst 1806 halbe Tage dort zugebracht haben. Doch obschon keine neuen Bordelle mehr aufgemacht werden dürfen, läßt es sich schwer vermeiden, daß bald hier bald da in Berlin durch Kombination einer Wirtin mit ihren Mieterinnen etwas entsteht, was mit jenen Betrieben eine gewisse Ähnlichkeit hat.

Damit sind wir bei dem für die berliner Prostitution wichtigsten Problem angelangt: bei der Wohnungsfrage. Sie ist ganz ungeregelt. Tatsächlich wohnen die meisten dieser Mädchen; aber gesetzlich dürfen sie es nicht. Sie wohnen, weil die Polizei ein Auge zudrückt, aber das darf sie nicht länger tun, sobald denunziert wurde. Dann ist das arme Ding zu=

nächst einmal vogelfrei, schwebt obdachlos zwischen Himmel und Erde. Eine schreiende Ungerechtigkeit, da es kein Reichsgesetz gibt, laut welchem solchen Deutschen, die noch nicht über die Grenze gewiesen wurden, das Wohnen in Deutschland verboten wäre. Selbst alte Zuchthäusler dürfen wohnen; nur diese armen Mädel nicht, deren die Stadtkultur gleichwohl bedarf.

Aber es ist auch eine hygienische Unvernunft, weil nur an die festwohnende Prostituierte überhaupt Anforderungen inbezug auf hygienisches Verhalten gestellt werden können. Das Dunkel, in das nichtwohnende Prostituierte zurückgescheucht werden, ist für die Gesundheit sexuell unversorgter — und auch verheirateter — Männer, weiterhin für die Gesundheit deutscher Bräute, deutscher Familien äußerst verhängnisvoll.

Die direkten Folgen dieses Systemes für die Mädchen selbst bestehn in enorm hohen Mietpreisen, da die Wirtin für das Risiko, womöglich wegen „Duldung von Unzucht“ und Kuppelei bestraft zu werden, eine hohe Prämie auf die Miete schlägt. Da aus ähnlichen Gründen die sogenannten „sturmfreien“ Junggesellenwohnungen, in denen weiblicher Besuch empfangen werden darf, in Berlin ständig abnehmen, bringt auch von dieser Seite her die Tendenz vor: den Vermischungsakt möglichst gesundheitsgefährlich zu gestalten, indem er auf ungeeignete Lokalitäten, wie z. B. Nachtdroschken, abgeschoben wird.

Im Widerspruch hiermit steht der gesetzliche Usus, die eingeschriebenen Mädchen, die von der Darbietung

ihres Körpers leben, regelmäßig wiederkehrenden ärztlichen Untersuchungen auf der Polizei zu unterwerfen. Wenn damit wirklich ein vorbeugender (prophylaktischer) Zweck verfolgt würde, müßte jede Dirne jedoch an der Hand der Hygiene über den kritischen Akt selbst hinausgeleitet, nicht ohne sichre Schulung für ihr Verhalten, nicht ohne hygienische Utensilien verabschiedet werden; was alles unterbleibt. Gesetzt, daß Alma eine dunkle Treppe oder eine verborgene Gartenbank weiß, steht es ihr nun frei, sich ohne Prüfung des Sachverhaltes von jedem Kostgänger anstecken zu lassen, mit dem sie über den Geldpunkt einig geworden war. Im Sommer zumal plädieren auch in der Umgebung kleiner und mittlerer Städte sämtliche Getreidefelder in einer stummen und doch überzeugenden Sprache dafür, daß man unser liebebedürftiges junges Volk aus dem Schlendrian endlich zu den Anfängen hygienischer Säuberung leiten, also auch deren Möglichkeit gestatten sollte.

Wegen der Unzulänglichkeit des Verfahrens, das sich im wesentlichen darauf beschränkt, den Brunnen zuzudecken, nachdem soundsoviele hineingefallen waren, doch auch wegen der Ungerechtigkeit, die darin liegen soll, daß immer nur die weiblichen Kontrahenten der Vermischung auf ihre Gesundheit untersucht werden, hat sich von England ausgehend seit dem Jahre 1875 eine Frauenbewegung um die Abschaffung der polizeilichen Kontrolle bemüht. Wir werden im zehnten Kapitel den hygienischen Wert oder Unwert dieses Vor-

gehens genauer zu prüfen haben. Vorläufig besteht das berliner System, das zugleich auch, was die geschilderte „Reglementierung" angeht, das pariser ist, weiter, und zwar so, daß es von der einen Seite zwar heftig angegriffen, von der andern ganz im Gegenteil noch auf seine Verschärfung gedrungen wird. Man ist soweit gegangen, zu fordern, daß jedes einzige junge Mädchen in Berlin, von dem es bekannt geworden sei, daß sie sich einmal um Lohn hingegeben habe, sofort eingeschrieben und aus der bürgerlichen Gesellschaft gestoßen werden solle. Zu dieser despotischen Strenge, die nur die eine Hälfte der Sache sieht und sich nicht eben durch Verständnis für Wesen und Anlaß der Prostitution hervortut, hat sich die berliner Verwaltung bisher nicht fortreißen lassen.

So herrscht denn bei ihrer Gesundheitspolizei zurzeit eine schonendere Praxis. Die Mädchen werden nicht, wie die Zeloten wollen, sofort „unter Sitte" gepreßt, sie werden — das erste Mal stets von einem weiblichen Arzt — viel genauer als früher untersucht, wenn schon zur Ausdehnung der Mikroskopie auf sämtliche Klientinnen einfach die Arbeitskräfte fehlen; sie werden auch viel freundlicher als ehedem in der Charité behandelt; und im allgemeinen hält es nicht gar zu schwer, aus der „Sitte" wieder herauszukommen. Allein die Haupthindernisse sind hier gar nicht verwaltungstechnisch, sie wären sonst ja durch heimlichen Ortswechsel schon oft genug zu beseitigen; sie liegen vielmehr in dem innern Zusammenbruch der Mädchen,

die wirklich einmal „unter Sitte“ gebracht und mit den eigentlichen, schon entarteten Professionellen in einen Topf geworfen worden waren. Die Ärmsten schämen sich vor sich selbst; die neuen Gewohnheiten haben sie entnervt und knicken ihren Willen; manche machen direkt den Eindruck von Narkotikern, oder von Alkoholisten, die dem abendlichen Trunk entgegenzittern. Sie hören traurig zu, wenn man diese oder jene Änderung und Aussicht vor ihnen entwickelt. Aber eine sagte mir schließlich fest und resigniert: „Nein, nein; wenn es dunkel wird, dann muß ich gehn.“ Das ist nun schon so, und nichts mehr dran zu ändern.

Viel Schreckliches steht nun in Büchern und Zeitungen über die Eigenheiten der berliner Straße, und in der Tat unterscheidet sie sich unvorteilhaft von Neuyork. Das liegt aber großenteils an den Charaktereigenschaften der beiderseitigen Weiblichkeit überhaupt, an denen kein System viel ändern könnte.

Eigentlich muß man sich darüber wundern, daß man bei Tage, gerad in den lebhaftesten Straßen Berlins, früher so oft Prostituierte sah. Denn sie wurden zwar als gewerbsmäßige Dirnen geduldet, konnten aber das zu ihrem Gewerbe Unerläßliche, die Anlockung, gerad auf dem ertragreichsten Boden nicht ausüben. Der alte Fritz wollte Kriege führen, ohne daß die Bevölkerung es merkte; die berliner Polizei beabsichtigte, eine Prostitution spazieren zu lassen, die sich ebenso manierlich benahm wie anständige Frauen. Darum durften die als käuflich bekannten Weiber in der Friedrichstraße,

die übrigens neuerdings tatsächlich von ihnen so gut wie gesäubert worden ist, unter keinen Umständen zurückblicken, oder an ein Schaufenster treten, oder mit einem Herrn stehen bleiben, oder gar einen anreden. Sie sollten „ladylike“ dahinschweben und wandelten wie von Bajonetten umgeben. Denn bei der geringsten Übertretung war und ist heute noch, wie aus dem Boden gewachsen, bald irgendein Detektiv der Sittenpolizei zur Stelle, schreibt die Betroffene auf, und sie kommt ins Gefängnis.

Immerhin ist unser System humaner als das londoner, wo in den meisten Stadtteilen diese Mädchen nicht einmal gehn dürfen; sie müssen stehn. Nur auf Piccadilly Place schieben sich abends Tausende in einem endlosen Korso dichtgedrängt am Männerstrom langsam vorüber, während die Policemen mit erhabener Geduld ihr monotones: „Vorwärts, meine Herren, treffen Sie Ihre Wahl — go on, gentlemen, make your choice!“ ertönen lassen.

Entlastend für diesen Verkehr wirken in Berlin die Seitenstraßen, wo es nicht so streng zugeht und von Zeit zu Zeit auch der dickste Bierbrauer ein joviales: „Na, schöner Mann?“ zu hören bekommt. Schlimmeres hab ich bei Tage nie vernommen. Viel anstößiger ist, so scheint mir, die ganze landesübliche Art der Annäherung junger Herren an alleingehende Damen selbst da, wo garkeine Prostituierten in der Nähe sind. Der Wienerin wird es nachgerühmt, daß sie eine besonders geschmackvolle und schlagfertige Art habe, solche Werber

in Schranken zu halten. Deshalb ist in Wien auch das Nachhausebegleitenlassen durch wildfremde Herren ein alter Brauch, weil es Resi oder Pepi sich zutrauen, durch eine „resche" Antwort gegebenen Falles den Dreisten derart abzublitzen, daß er sich davonmacht. Die Deutsche, wenigstens die Norddeutsche, hat diesen sichern Takt im allgemeinen nicht. Meistens ist sie halb gekränkt und halb lüstern auf das kleine Abenteuer; fast immer verlegen. Hier wirkt eine zu lang geduldete Entwürdigung nach; das Recht auf Belästigung aus der „guten alten Zeit". Es wird sobald noch nicht verschwinden, die Unart unsrer jungen Stutzer ist zu groß; auch die daheim besterzogenen haben oft garkein Gefühl für habeas corpus, für das demokratische Recht von Mitmenschen auf ihre Person. Sogar in Karlsruhe hab ich es erlebt, wie in einem großen öffentlichen Lokal zwei bildhübsche Blondinen mit ihren Eltern und jüngeren Geschwistern sich an einen Tisch setzten, um ihr bescheidenes Abendbrot einzunehmen, kurz nach ihnen am Nebentisch ein Trupp von reiferen Akademikern oder Polytechnikern Platz nahm, die von den beiden Mädchen die Augen nicht mehr ließen. Daß dieses Anstieren, und vollends das Nachsteigen in der Straße, einen Einbruch, eine Freiheitsbeschränkung bedeuten, ist für unsre verwöhnten Genießer eine ganz unfaßbare Vorstellung. Aber man versuche dergleichen einmal auf dem Broadway oder in der fifth avenue! Da ist sogleich ein Vetter zum Boxen bereit, oder es wird gar ein Policeman requi-

riert, sobald ein Mädchen merkt, daß jemand ihren Schritten folgt. Denn dort beträgt sich durch altes Herkommen, infolge eines landestümlich höheren Grades von Selbstachtung, auch die Prostituierte auf der Straße als Dame, und weil sie sich so beträgt, werden ihr die Rechte einer Dame ohneweiters bewilligt. Sie ist in der und der Gasse für fünf oder zehn Dollars zu haben. Das ist Geschäft, ist ihre Sache. Aber so wenig sie selbst auf der Straße sich tagsüber einfallen lassen würde, den Männerfang zu betreiben, so wenig dürfte sich ein Gigerl beikommen lassen, sie anzureden. Freilich hielt New York seine riesenhafte Prostitution einst streng kaserniert. Inzwischen soll sich sein Straßenbild verschlechtert haben und mancher Nachtrichter zwei- bis dreihundert Herumtreiberinnen zur Aburteilung vorgeführt bekommen.

Da auch in Berlin der Straßenbetrieb wesentlich der Nachtzeit angehört und bei den Prostituierten eine „lüsterne Zurschaustellung ihrer Geschlechtsreize“, von der ich unlängst kopfschüttelnd las, beim Herumwandern ganz ausgeschlossen ist, da sie sich bei Strafe der Haft nicht einmal an ihren eignen Fenstern bemerkbar machen dürfen, so sind gewisse Surrogate zur Hilfe herangezogen und schon des Fremdenverkehrs wegen stillschweigend geduldet worden. Über diese Cafés, Bars, Tanzlokale, über den „Strich“ auf Rennen, in Ausstellungsgärten und den Wandelgängen gewisser Theater ist kein Wort weiter zu verlieren. Nur die berüchtigten „Animierkneipen“ sind nicht Organe der Wol-

lust, weil ihre Priesterinnen durchweg zum ekeln Orden der demi-vierges verpflichtet sind. Auch diese Stätten scheinen allerdings eine soziale Funktion zu erfüllen, insofern provinzielle Ehekrüppel und sonstige Philister hier eine Freiheit genießen, die zwar durchweg redensartlich ist, aber immerhin zu ihrer Erleichterung beizutragen scheint. Der geschäftliche Trick solcher bedauernswerter Mädchen besteht lediglich darin, die Herren ins „Nebenzimmer" zu locken und gegen das Auffahren einer neuen Flasche alles Mögliche hoffen zu lassen, doch rein garnichts zu gewähren, dagegen kräftig beim Vertilgen mitzuwirken. So dienen sie ausschließlich dem Bacchus und haben mit der Venus nichts zu tun.

Von Berlin können wir nicht Abschied nehmen, ohne jener Einrichtung noch zu gedenken, die man das Zuhältertum nennt. Auch hierüber ist erschrecklich viel zusammengeschwefelt worden. Die Mädchen sollen dieser Ludwige (Ludes, Louis) zur Einkassierung ihrer Forderungen von sogenannten Nassauern, zum Hinauswerfen unwillkommner Gäste und zum wirtschaftlichen Schutz im allgemeinen bedürfen. Das stimmt garnicht, oder äußerst selten; denn gerade während der Tätigkeit der Dirnen sitzen die Kerle in ihren Kellern und „Kaschemmen". Obwohl es unter ihnen gewalttätige Rohlinge gibt, die durch ihre Messerstechereien schon oftmals den Zorn der Gesellschaft wach-

riesen, so haben doch tatsächlich manche Zuhälter niemals aufgehört, zu arbeiten. Sie machen sich nur kein Gewissen daraus, gleich den Offiziersburschen der „guten alten Zeit" eine Freundin zu besitzen, die sie mit „besseren" Herren teilen müssen, und blicken auf deren Gewerbe lediglich vom Standpunkt des beliebten „Verdienens". Andern wäre es vielleicht wirklich sehr viel angenehmer, wenn sie die Dirne für sich allein hätten, wissen aber nicht, wie das anstellen. Die trägeren lassen sich von der ihrigen füttern, gerade wie sich auch viele feiner gekleidete Männer von irgendeiner Sängerin oder Künstlerin durchhalten lassen.

Daß manche Mädchen aber sich derartig für einen Ludwig plagen, ja von ihm ausbeuten und gar noch mißhandeln lassen, liegt an ihren unstillbaren gemütlichen Bedürfnissen, weil es ja von Hause aus eben die warmblütigsten ihrer Art gewesen waren. So fühlen sie sich eines Tages im Herzen vereinsamt und schaffen sich ihren Gefährten der Wahl, so gut sie es können. Hans Ostwald, der das Zuhältertum von Berlin zu einem Spezialstudium gemacht hat, findet den Hang, einen Zuhälter zu haben, eher sympathisch, als einen unverstümmelten Rest von Weiblichkeit. Die Dirnen wollen beherrscht sein von einem, den sie lieben, der sie richtig „zu nehmen weiß", der auf sie aufpaßt und sie ökonomisch macht, wenn sie gelegentlich auch von ihm „Senge besehn". —

Das hamburger System unterscheidet sich von dem berliner prinzipiell durch die Beibehaltung der Bordelle. Das muß wohl administrativ seine Bequemlichkeiten haben, weil sonst nicht so viele große Kommunen, wie z. B. die des Königreichs Sachsen (Leipzig, Dresden und Chemnitz), aber auch Mannheim, nach deren Abschaffung immer wieder auf sie zurückgegriffen hätten. Dagegen entsteht die Monstrosität, daß der Staat Hamburg offiziell den Mädchenhandel bekämpft, ihn aber durch die Duldung von Bordellen (vgl. S. 21) ermuntert. Denn Bordelle ohne Mädchenhandel gibt's nicht. Einen Teil der hierdurch entstehenden Schwierigkeiten hat der Magistrat dadurch von sich abzuweisen gesucht, daß er nur Landestöchter zuließ.

Bei diesem Punkt muß man verweilen. Es hat sein Verletzendes, daß Landestöchter überhaupt in Bordellen sind. Aber wenn sie das durchaus wollen, so ist es wohl schon besser, sie sind in deutschen, als in argentinischen. Der Handel mit deutschen Mädchen, die in der Heimat keine Verwendung finden, ist ja so offenkundig, daß grobe Engländer längst schon die Bestimmung der deutschen Nation hauptsächlich in der Hervorbringung von Kellnern und Huren für fremde Völker gefunden haben. Diese gehässige Auffassung schmerzt, weil soviel beschämende Ursache für sie vorhanden ist. Vor der ganzen Welt haben wir uns lächerlich und verächtlich dadurch gemacht, daß wir unsre hübschen wollenden Mädel zu Tausenden für

allerlei mehr oder minder schmierige coloured gentlemen an den Küsten des Atlantic und Pacific vorrätig hielten, selbst aber an das Verfahren der Holländer erinnerten, wenn sie ihre köstliche Butter nach Paris und London verkaufen, um sich den eignen Magen mit Margarine zu verderben.

Sofort fällt der Unterschied auf, der zwischen dem hamburger System und dem des großen jüdischen Gesetzgebers besteht. Wir kommen auf ihn im zehnten Kapitel zurück; hier nur soviel vorweg, daß Moses mit seinem Prinzip, nur fremde Dirnen zuzulassen, die Kinder Israel auf die Dauer sehr übel gebettet hat, während das hamburger System, wenn wir von der Bordellfrage an sich absehn, gerade wegen der Verwendung von Landestöchtern einen verständigen Eindruck macht.

Und auch wegen ihrer Bordelle wollen wir nicht gleich Steine auf die Hanseaten werfen, denn in großen Hafenstädten ist von jeher unser Problem noch schwieriger als anderwärts gewesen. Die Hamburger haben eines so ziemlich erreicht: die Befreiung der großen Promenaden um das Alsterbecken herum von der fluktuierenden Prostitution. Ihr Bürgermeister, der vor etwa einem Jahrzehnt im Reichstag einen schweren Stand mit der Verteidigung ihres Systemes hatte, wußte auch über die Abgrenzung der Wohnbezirke (nach Altona hin) Günstiges zu sagen. Gegenüber dem mechanischen Vorteil, daß die Schererei mit lästigen Ausländerinnen und deren Heimatsbehörden wegfällt,

bleibt aber, mag man sagen, was man will, auch am Hamburger Bordellsystem vor allem das eine zu rügen, daß erfahrungsgemäß noch überall die Kasernierung fördernd auf die Entwickelung der larvierten Prostitution und anregend auf die Trägheit, auf den Hang zum Lotterleben bei Bürgermädchen gewirkt hat. Das war schon im Mittelalter so und ist heute noch nicht anders.

Was soll man nun von München denken? Auf den ersten Blick erscheint diese fröhliche, bier-, kunst- und witzreiche Metropole dem Betrachter als ein sittliches Ideal, weil die münchener Prostitution kaum nennenswert ist. Es trampeln da wohl in der Dunkelheit ein paar unglückliche Weiber in der Brienner, zuweilen auch in der Regentenstraße herum, und „eingeschrieben“ sind bisweilen ein paar hundert; aber es bleibt rätselhaft, wovon sie alle existieren. Denn München erinnert einigermaßen an Sparta, wo ja durch eine Laune des Lykurg, der nur auf die Abhärtung der jungen Männer achtgegeben hatte, die jungen Mädchen in einer so üppigen Ausgelassenheit (summâ luxuriâ, sagt der Übersetzer des Athenaios) hinlebten, daß käufliche Dirnen einfach nichts zu verdienen fanden.

Da München nun eine außerordentlich strenggläubige und fromme Stadt ist, wo sehr viel gebetet und gewallfahrtet wird, scheint soviel festzustehen, daß

diese Dinge der Fruchtbarkeit förderlicher als der Tugend sind. Denn von den im letzten Jahre dort (lebend) geborenen 14372 Kindern waren, wie schon erwähnt, 4173, also 29 Prozent, unehelich.

Danach werden die Sittenwächter also trotzdem „Sodom und Gomorrha" rufen müssen. Der Menschenfreund aber mag der Vorsehung dafür danken, daß hier ein größeres Laboratorium ins Leben trat, wo die etwaigen Vorzüge der freien Liebe vor der Prostitution studiert werden können.

Doch warum für immer die Hoffnung aufgeben, die Menschlichkeit könnte unter uns noch einmal derart zunehmen, daß irgendwann und wo sich die Prostitution in Formen etabliert, die ihrerseits wieder vor dem münchener System Vorzüge haben? Denn immerhin stimmt uns ein gewisses Durcheinander dort nachdenklich. Es hat zuweilen den Anschein, als ob zahlreiche Münchener zu den altorientalischen Auffassungen vom Unwert der Jungfrauschaft zurückgekehrt seien, und man muß es riskieren, auf eine dahin gehende bescheidne Anspielung von irgend einem hübschen Kinde die schnippische Antwort davonzutragen: „Da müßt i mi ja schame." Auf Deutsch: „Bin ich vielleicht so reizlos, daß mich noch niemand begehrt und kein Schatz mich besessen haben sollte? Bitt' mir aus." Oder man hört, als Norddeutscher gewiß zunächst mit fröhlichem Staunen über diese hanebüchene Naivität, am Nebentisch des Bierkellers irgend einen Herrn Huber sein Familienunglück beklagen. Was denn ge-

schehen sei? „Tja", sagt er, „da hatten wir voringen Winter ein' so arg netten Zimmerherrn. Er war der Zenzi gut, und die Zenzi ihm, und zum Fasching feierten sie Verlobung. Nun ist er zum Sommer in an ander Quartier zogen, und die Zenzi soll fortwährend kommen. Wir haben ihm's Madl auch a paarmal g'schickt, aber die Nachbarsleute haben zu schwätzen anfangen, und i fürcht', die ganze Verlobung geht noch z'ruck."

Gegen solche Verlobungen wäre ja wenig zu sagen, falls es sich wirklich stets um vollreife Geschöpfe handelte, die mit vierundzwanzig Jahren noch keinen Ehemann bekommen hatten. Von dieser Grenze ab wirkt die Entjungferung bei sonst normalen und kräftigen Konstitutionen zweifellos leiblich wie geistig konservierend. Unsre kapitalarmen Mädchen brauchten keineswegs in ihren Dreißigern so oft einen schmerzlich hängenden Mund und den Verlust aller Wohlgestalt aufzuweisen. Und ich kenne heut schon mehr als eine kluge und besonnene Mutter, die mir eingestand: sie sei fest entschlossen gewesen, falls ihre Grete oder ihre Else mit vierundzwanzig noch nicht geheiratet war, ihr ein Verhältnis und ein Kind auch ohne Ehe zu gestatten.

Sofort leuchtet es aber ein, daß das münchener System auf den „Schatz", auf den „Liebsten" zugeschnitten und für die Jugend eingerichtet ist. Das hat sein sehr Schönes für Maler und Studenten, während ältere Akademiker mit wenig freier Zeit wiederum in

Berlin sich besser geborgen wissen. Hier werden bejahrte Herren, besonders Ehemänner, von den Dirnen höher geschätzt, und zwar aus triftigen Gründen. Sie sind fast immer gesund und sauber, nüchtern, achtungsvoller und freundlicher in ihren Verkehrsformen, spenden reichlicher, sind dankbar für genossene Gunst und — oft wenigstens — nicht so anspruchsvoll, während junge Kerle meist lüderlich, achtlos, betrunken, lärmend, indiskret, sehr oft krank und arm wie Hiob sind. Die Franzosen haben diese Weisheit längst auf den scherzhaften Satz von der besten aller Halbwelten gezogen.

Der kühle Unparteiische wird München wegen seiner Natürlichkeit und Grazie die Palme reichen; er sollte trotzdem auch jenes Menschlichkeitsasyl, genannt Berlin, schon weil er es — mit großer Wahrscheinlichkeit — selber gern benützt, etwas günstiger anschauen lernen.

Denn wenn alles provinzielle „Laster", das dort sich austoben darf, künftig in der frommen Heimat selbst seine Streiche verüben müßte, — wieviel häßlicher würde sich das machen, so dicht vor den Augen und Ohren der Fraubasen beiderlei Geschlechts!

Neuntes Kapitel

Das japanische System*)

An Ort und Stelle hab' ich freilich keine Studien gemacht, aber in drei Jahrzehnten soviele Marineoffiziere, Ärzte, Gelehrte, Kaufleute und sonstige Weltreisende deutscher Abkunft über Ostasien ausgeholt, daß ich glaube, die Hauptunterschiede zwischen japanischen und hiesigen Verhältnissen in sozialer wie in allgemein menschlicher Hinsicht auf dem fraglichen Gebiet namhaft machen zu können.

Zunächst muß ich bezweifeln, ob der Begriff, an den wir zurzeit in Deutschland als „die Prostitution" gewöhnt sind, in unserm Fall, ohne von vornherein irrezuführen, überhaupt herangezogen werden dürfte. Denn was ich als japanisch hier schildern will, erscheint mir weit eher als ein großes, zweckmäßig eingerichtetes hygienisches Institut zur Gesunderhaltung eines kräftigen Volkes, das die Vorzüge der Askese vor der Athletik nicht einsieht, weil es niemals durch die

*) Vgl. „Die neue Generation", Märzheft 1908, mit meinem Artikel über die Prostitution in Japan.

kränkelnd idealisierende Vorstellung der „Abtötung des Fleisches“ aufgeregt und um alle Freude an der Natur gebracht worden war. Von der Sklaverei, die innerhalb unsrer (kasernierten) Prostitution herrscht, soll man in Japan wenig merken, seit einem Gesetz von 1872, das nicht etwa „westlichen“ Anschauungen zum Siege verhalf, — denn die entsprechenden Zustände in Europa waren damals an Brutalität und Niedertracht schwer zu überbieten, — sondern aus eigner Initiative die Humanität sprechen ließ, indem es den vielen zehntausenden japanischer Dirnen verlieh, was die unsrigen heute noch nicht haben: Menschenrecht. Es hatte vor jenem Jahr des Heils auch in Japan ein wüstes Schmarotzertum von Kupplern, Mädchenräubern und Mädchenhändlern, Urkundenfälschern und Sklavenhaltern im allgemeinen sich von dem Unglück der armen Kinder gemästet. Aber jenes Dekret garantierte ausdrücklich die beiden Hauptsachen, die in deutschen Bordellen fehlen: Freiheit der Person und Unmöglichkeit der Verschuldung. Bis dahin hatten die Ärmsten selbst in Tokio die Glückswiese Yoschivara nur an einem einzigen Tag im Jahr verlassen dürfen, um sich mit der Außenwelt zu berühren; die neuere Verordnung, nach der sich heute die Verhältnisse der Bordelldirnen regeln, lautet (nach K. Hintze): „Doch ist es ausdrücklich verboten, sie daran zu hindern, mit ihren Freunden zu verkehren oder zu sprechen, Briefe oder Zeitungen zu empfangen, Gegenstände zu besitzen, Einkäufe zu machen oder andre Rechte persönlicher Freiheit auszu-

üben. Zuwiderhandelnde (Wirte) werden mit Gefängnis bis zu 25 Tagen oder Geldbuße bis zu 25 Yen bestraft."

Bei uns bleiben, im Gegensatz hierzu, Mädchen, die in ein Bordell hineingeraten sind, ihrem Schicksal überlassen, etwa wie lebendige Fische den Kormoranen zum Fraß hingeworfen werden. Sie haben gegen den Staat noch gewisse Pflichten, die ich hier nicht näher erläutern will; sonst ist jede Form von Unterdrückung und Ausplünderung ihren Gewalthabern erlaubt. Es darf aber, außer Totschlag, deshalb alles an ihnen versucht werden, weil sie fortan zum „Abschaum der Menschheit" gehören, richtiger: aufgehört haben, Menschen zu sein. Es gilt innerhalb der „guten Gesellschaft" für grotesk oder gar unanständig, sich für ihr Los noch praktisch zu interessieren.

Dies also vor allem ist ganz anders in Japan. Die Mädchen, die sich an solche Häuser vermieten, tun es auf Grund freier Kontrakte, gelangen tatsächlich in den Besitz ihrer (sehr bescheidenen) Erträgnisse, fallen aus der Menschheit nicht für immer heraus. Die Gesellschaft begegnet ihnen gerade nicht mit gesteigerter Achtung, aber auch nicht mit ausgesprochenem Übelwollen wie bei uns. Haben sie ein paar Jahre gedient, so ziehen sie meistens mit ihren kleinen Ersparnissen in ihr bescheidnes Dörfchen zurück und heiraten, da kein sozialer Makel an ihnen haftet.

Dies wieder wird allein dadurch möglich, daß der (kasernierte) Betrieb selbst ganz anders, nicht eine so

furchtbar zernichtende Fron ist wie bei uns. In den meisten deutschen Bordellen war er es eigentlich von jeher; infolge der begonnenen Einschränkung ist nunmehr überall der Dienst so schwer geworden, daß man ihn mit gesundheitsmörderischen Bergwerken vergleichen kann. Die Verbrauchten aber werden zänkisch und bissig, von Neid zerfressen, weil sie doch fühlen, daß sie kein rechtes Verlangen einflößen und nur jene Not, in welcher der Teufel „Fliegen frißt", ihre Zuflucht zu ihnen nimmt.

Wenn es bei uns einmal eine Zeit gab, in der das Bordellwesen weniger widerlich erschien, so geschah das nicht etwa, weil damals die persönliche Freiheit seiner Insassen, sondern lediglich weil das Angebot größer als heute, der Mädchenhandel nicht so völlig ins Ausland abgelenkt war. In der ostpreußischen Landwirtschaft geht von altersher ein Sprichwort um: „Pferdefleisch ist teurer als Menschenfleisch". Und von Menschenfleisch wieder war Mädchenfleisch am allerbilligsten. Das lag daran, daß im Osten der Kindersegen bedeutend, Gehorsam und Respekt vor der Herrenklasse (vgl. sechstes Kapitel) noch bedeutender, die Selbstachtung in ländlichen Mädchenkreisen, im Einklang mit ihrer geringen Erwerbsfähigkeit, minimal war, wenn man überhaupt von solcher modernen, sozusagen amerikanischen Denkweise sprechen konnte. Dörfer und auch Kleinstädte strömten über von frischen, festen, unerfahrenen, neugierigen Jungfrauen, die sich zu Hause langweilten und mit Leichtigkeit beschwatzt werden

konnten. Ostpreußen versorgte nicht nur den heimischen Liebesmarkt, sondern lieferte, wie ja auch Joest in meinem fünften Kapitel berichtet, viel nach Rußland und nach Berlin, etwa wie Yorkshire in früheren Zeiten London, die Normandie Paris versorgte. Hinterpommern, Westpreußen, Posen und Schlesien standen allerdings in der Beziehung keineswegs besser. War nun bei dem starken Zudrang der Novizen, dem häufigen Wechsel der Personen in den renommierten Anstalten, das ganze Wesen häufig noch von einem gewissen rohen Reiz, nicht ekelhaft durch die gierige Betonung des Geschäftlichen, so konnte doch andrerseits nur unsre damalige Gedankenlosigkeit, das Fehlen dessen, was wir heute „soziales Empfinden“ heißen, ohne Anstoß an jener freundlicheren Außenseite vorbeikommen. Man machte sich die grauenhafte Transformation der Opfer auf den weiteren Leidensstationen abwärts nicht klar. Auf der Bildfläche waren stets nur die netten; ließen sie nach, so wurden sie abgeschoben, und man sah sie nicht wieder; dafür kamen neue. Ein Volk aber, das einer so gewaltigen Zahl hübscher und warmblütiger Töchter, die eine für unentbehrbar geltende soziale Befugnis hatten, gleichwohl eine so schrecklich verachtete Stellung anwies und sie skrupellos in ganzen Gebinden auch an das Ausland abgab, war weit entfernt, bereits eine höhere Kulturstufe erklommen zu haben.

Indessen, so ausgebreitet und mit frischer Ware wohlversorgt die kasernierte Prostitution vor dreißig

Jahren in Deutschland war, sie konnte sich mit der japanischen an Zahl der Mädchen garnicht vergleichen. In Yoschivara, jenem landschaftlich so schönen, auf eine dreihundertjährige Geschichte zurückblickenden Stadtteil Tokios, wo die „Kasernen" stehn, die Palästen gleichen, sollen zeitweise dreißigtausend Hetären und Geishas zu zählen sein. Die Ziffern, die Hintze angibt, sind freilich geringer. Nach ihm standen dort im Jahre 1899 im ganzen 5 Häuser erster, 4 Häuser zweiter und 147 Häuser dritter Klasse, durch Höhe und Anordnung der Außengitter differenziert, mit zusammen dreitausend Mädchen, wozu aber in den Tee- und Tanzhäusern noch die Geishas kommen, die selber nicht Liebesdienste verrichten, sondern nur solche vermitteln. Böck zählt neuerdings für Tokio sechs ähnliche Betriebe, von denen der jüngste hundert Häuser mit etwa zweitausend Insassen umfasse. Das Wichtigste aber ist folgendes: die Zahl der Gäste von Yoschivara war nach der amtlichen Statistik am höchsten im Jahr 1900, wo 1428136 gemeldet wurden, während man im niedersten Jahr (1902) nur 1065674 buchte. Das ergäbe für die dort „kasernierten" Dirnen (Dschudschus) zwischen 300 und 500 Besucher im Jahr, also durchschnittlich einen am Tag, nur manchmal zwei, und manchmal garkeinen.

Hieraus eben resultiert der zweite große Vorzug jenes japanischen Wesens: die in so vielfältigen Anstalten vorrätigen Dirnen sind nicht überlaufen, sie verlieren darum ihre Frische nicht so schnell, werden nicht so stumpf gegen Willkür. Sie haben Zeit für Putz,

Flirt, Korrespondenz, Lektüre, Gesang und Tanz und zwitschern aneinandergereiht auf ihren Balkonen wie Schwälbchen, die auf einem Telegraphendraht sitzen. Alles hat Stil und Grazie, nichts Gemeines, Aufdringliches verletzt unsern Geschmack. Die Hauptstraße von Yoschivara in ihrer feenhaften Farbenglut bildet allabendlich die Hauptanziehung für Einheimische und Fremde. Murray, der englische Bädeker für Japan, rühmt sie laut, und es ist kein Wunder, wenn, sobald die Lampions flimmern, Ströme von Rikschas aus den großen Hotels Europäer und Europäerinnen herzubringen, die sich harmlos jener Pracht erfreuen.

Daß sie das können, kommt aber auch daher, weil die Japaner bis vor kurzem ausgesprochene Teetrinker waren. Deshalb fehlten, und fehlen wohl auch heute noch, in ihren Freudenhäusern die Lärmszenen der Betrunkenen, das ganze Treiben drängt sich nicht auf ein paar Nachtstunden zusammen. Unter Deutschen wecken häufig erst ausgiebige Bacchusopfer den Gedanken an Venus, daher das wüste Gebrüll, Getrampel, Gekreische, wenn eine solche Kavalkade von irgendeinem Festmahl oder einer Kneipe her anrückt. In den heutigen deutschen Anstalten spielt häufig der Absatz von Schaumwein und sonstigen Getränken eine fast noch größere Rolle als der eigentliche Zweck. Die Trunkenheit aber ist wiederum eine der Ursachen für die mangelnde Sauberkeit und viel stärkere Infektionsgefahr. In Japan, wo beide Teile, — falls nicht europäisch Erzogene ihren Rausch mitbringen, — nüchtern sind, er-

füllen die Mädchen selbst, nach Art antiker Tempeldienerinnen, ihre hygienischen Pflichten äußerst gewissenhaft. Sie werden hierin durch eine von den Vorvätern überlieferte, hochentwickelte Seidenpapierindustrie unterstützt, die ihnen Stoffe von unvergleichlicher Resorptionskraft liefert. Jede von ihnen trägt im Dienst einen kleinen Block dieser Präparate an ihrem Gürtel und „bekämpft" die Spirochaete pallida auf trocknem Wege wirksamer vielleicht als die Amerikanerin, die sich zehnmal am Tage wäscht.

Ich habe im Lauf meines Lebens wohl Dutzende von Landsleuten gesprochen, die Japan gesehn hatten, und ich kann mich keines einzigen erinnern, dem nicht die Augen blank geworden wären, sobald er gewisse Szenen rekapitulierte. „Ah, Yokohama, Nr. 9!" hieß es oft. Ja, das war noch etwas. Dort ist in einem Hause, richtiger wohl in einem Komplex von Häusern, eine Freistatt für Europäer. Während in Yoschivara streng der sympathische Grundsatz herrscht: „Die Japanerin für den Japaner!" sind an jener Stätte aus Gründen internationaler Höflichkeit und Gesundheit dreihundert Mädchen auch den weißen Männern zugänglich. Es versäumt wohl keiner, der nach Yokohama als Junggesell kommt, seinen Besuch zu machen. Die Art der Wahl ist charakteristisch. Acht oder zehn der Lieblichen schreiten fächernd eine Polonäse um den Gast, bis er sich entschlossen hat. Aber wehe ihm, wenn er das nächste Mal wechseln wollte! Ein Paroxysmus der Eifersucht erfolgt, und der Unhöf-

liche bekommt seine europäische Minderwertigkeit zu fühlen.

Um die sich von hier aus ins Land hineinspinnenden sozialen Beziehungen anschaulich zu machen, dient vielleicht am besten ein kleines Erlebnis. Ein deutscher Kollege, der in einer großen Stadt Südostasiens durch Arbeit und Spekulation zu Vermögen gekommen war, beschloß vor der Heimkehr, schnell noch Japan kennen zu lernen. Er traf auf seinem Dampfer eine Wirtin, der er durch eine gelungene Operation von großer Beschwer hatte helfen können, und die ihm erkenntlich dafür war. Er gab ihr den Auftrag, ihn in Japan für die Zeit seines Aufenthaltes zu beweiben, was sie versprach und hielt. Am Tag der Abreise von Yokohama wartete auf dem dortigen Bahnsteig, in der aus einer melodiösen Operette so wohlbekannten zusammengekauerten Haltung, mit aufgespanntem Sonnenschirm, das winzige Reisesäcklein vor den Füßen, ein schmuckes, für japanische Verhältnisse sogar stattlich gewachsenes Fräulein. Das Erkennungszeichen wird gegeben, und sie trippelt errötend zum Kupee. „Schon auf einer der nächsten Stationen," so erzählte mein Gewährsmann, „gab sie einen rührenden Beweis ihrer naiven Herzensfreundlichkeit. Es war ein sehr schwüler Sommertag, und alle noch nicht landgewohnten Europäer litten arg, so auch ein englisches Ehepaar uns gegenüber. Plötzlich, an einer Haltestelle, stürzt meine Kleine zur Tür hinaus und kommt glückstrahlend mit einem am Brunnen frisch genetzten und ausgewundenen saubern

Tüchlein zurück, das sie den beiden Leidenden anbietet, um die heißen Gesichter zu kühlen. Sie sprach das übliche Pidsch'n-Englisch, das auch die chinesischen Boys so drollig radebrechen, und machte für alle japanischen Schwierigkeiten meinen Dolmetsch. Ich entsinne mich nicht, jemals angenehmere Wochen verlebt zu haben als auf jenem Ausflug ins Innere. Sie war höflich, ohne Launen, heiter, bescheiden, dankbar, kurz überaus liebenswürdig. Ich machte ihr die Freude, sie nach ihrem Heimatsdörflein zu führen, wo sie ihren Begleiter nicht ohne Stolz der Familie vorstellte und von allen Verwandten oder Bekannten mit größter Achtung empfangen wurde. Gern hätte ich sie nach Amerika mitgenommen; aber sie fühlte sich kontraktlich gebunden und kehrte in das Haus zurück, aus dem sie mir gesendet worden war."

Unsern Zeloten, wenn sie von solchen harmlosen Sitten hören, werden die Haare zu Berge stehn. Die Japaner — nicht wahr? — sind eben ein total verlüdertes, „tief unsittliches", durch „Ausschweifungen" herabgekommenes Volk. Aber ihr phänomenaler Sieg über die gewaltigen Russen? Ja, der war an sich eine Anomalie, ein Versehen. Da christliche Gebete bekanntlich den Krieger stark machen, viel stärker, als „Heiden" jemals werden können, wird die russische Niederlage bei Mukden überhaupt nur durch einen verlängerten Nachmittagschlaf Gottvaters erklärbar. Indessen hört man nicht, daß die Japaner unmäßig seien: sie fallen im Gegenteil auf durch Stoizismus, durch Selbst-

beherrschung. Und was die „Verkommenheit" anlangt, wird von den Beobachtern allgemein bemerkt, daß sie ein heiratendes Volk, die Ehen fruchtbar und rein, die Frauen zurückhaltend seien. Yoschivara mit seinen anmutigen Pensionärinnen interessiert wohl in Tokio, doch weit mehr noch der Dschiudschitsu-Tempel, wo von schweigsamen Greisen die Leistungen der Jugend beim Ringkampf, mit leidenschaftlichem Anteil der Menge, auf Nerv und athletische Schönheit kontrolliert werden.

Nachahmen läßt sich von dem, was uns in Japan angenehm auffällt, wohl nur weniges. Wie sollte sich eine unbefangene Würdigung des Natürlichen aus dem Boden stampfen lassen? Wo sie verloren ging, erfordert es vielleicht Jahrhunderte, um sie Schritt für Schritt wieder zu erobern. Inzwischen ließe sich kaum etwas Peinlicheres vorstellen, als ein deutsches Yoschivara mit seinen trunksüchtigen, von Jugend auf an Brutalisierung der Mädchen gewöhnten Gästen, seiner viehischen Ausbeutung, die nur viel „verdienen" will, seinen wüsten Lärmszenen und Messerstechereien, seinen polizeilichen Aufgeboten. Aber wozu dieses unmögliche Bild ausmalen? Es fehlen ja sämtliche Voraussetzungen. Der Deutsche hat gewählt. Statt den außerehelichen Verkehr unter den Gesichtswinkel einer aufgeklärten Hygiene zu nehmen, ist es der angesäuerten Moral vielmehr gelungen, ihn in weiten Bezirken abstoßend, unsauber und ungesund zu machen. Die Folgen sind jedoch nicht etwa höhere Sittlichkeit, sondern mächtige

Zunahme des Widernatürlichen innerhalb der kräftigsten Kreise der jungen Männer, Vermehrung der Sittlichkeitsverbrechen, vorzeitige, ganz unerwünschte und überflüssige Schwängerungen, da die Nachfrage der Unbefriedigten zu scharf ist und die geschickteren von diesen selbstverständlich ans Ziel kommen. Imganzen aber bemerken wir gegenüber dem, was unser Sprachgebrauch mit dem Namen Prostitution ohneweiters zu brandmarken glaubt, in Japan Anmut, Billigkeit, will sagen Achtung vor andrer Leute Menschenrecht, Natürlichkeit und Unbefangenheit.

Auch K. Hintze rühmt das außerordentlich höfliche Wesen, die Bescheidenheit und Anständigkeit der japanischen „Prostituierten". Auch er erblickt in Yoschivara eine Kompensation für den übergroßen Zwang, den die japanische Konvention jungen Leutchen beiderlei Geschlechts im sonstigen Verkehr auferlegt.

Leider sollen sich die japanischen Sitten allmählich ändern und die alte schöne Unbefangenheit durch Annahme europäischer Denkweise verloren gehn. Es wäre in diesem Fall vielleicht besser gewesen, Europa hätte von Japan gelernt.

Zehntes Kapitel

Rückblick auf die Geschichte der Prostitution

Für den Zweck, den dieses Buch verfolgt, sind etwa zehn historische Daten von großer Wichtigkeit. Und natürlich muß mit dem Anfang der Prostitution begonnen werden.

Sie konnte schlechterdings nicht als etwas Apartes entstehen, bevor die Begriffe Privateigentum und Einehe voll entwickelt waren.

Denn alle menschliche Gemeinschaft hat zunächst nur die Form der Horde gehabt, die nahrungsuchend herumschweifte und bei der eine Promiskuität des geschlechtlichen Umgangs herrschte, wenn auch keineswegs in abstoßenderen Formen als bei andern Raubtieren, die bekanntlich alle eine starke Neigung zur Monogamie haben und stets gehabt haben dürften.

Aus der Horde differenzierten sich einzelne Herden mit Mutterrecht, mit Stammüttern, und zerfielen schließlich in Stammgenossenschaften. Die notwendige Abwehr gegen feindliche Nachbarn schob den Mann in die vordere Linie. Es entstand zunächst Stammes-

eigentum, dann Privateigentum der Häuptlinge, dann Privateigentum der andern Männer an Waffen, Kleidern und sonstigen Gebrauchsgegenständen; hiermit die Idee der Einehe nach Vaterrecht. Die Braut wurde zuerst geraubt, später gekauft. Ein Familienleben mit legitimem Nachwuchs beginnt. Das alles hat viele Zeitalter gedauert, ist aber im Orient gewiß schon um das Jahr 6000 v. Chr. überall fix und fertig, wenn nicht früher; bei den Germanen spätestens um das Jahr 2000 v. Chr.

Die Germanen stehn in auffallendem Gegensatz zu den östlichen Kulturvölkern: sie haben keine Prostitution aus sich selbst heraus erschaffen. Es lag wohl daran, daß die Rasse so vorzüglich, alle mannbaren Mädchen so schön, kräftig und begehrenswert waren, die Jünglinge aber früh heiraten konnten, weil sie sofort auf kommunistischer Grundlage einen vollen Nahrungsanteil erhielten. Was Prostitution sei, lernten die Germanen erst aus den Berührungen mit der Römerwelt und hatten bis zur Völkerwanderung wohl nirgends das Bedürfnis, sie nachzuahmen. Und noch eine andre Besonderheit sei erwähnt: sie schätzten und verehrten außerordentlich die weibliche Jungfrauschaft.

Das war anders im Orient, wo sich deren Geringschätzung bis auf den heutigen Tag bei den Arabern erhalten hat. Bei uns lebt etwas ähnliches nur in der tragikomischen Figur der mit einem Oxymoron sogenannten „alten Jungfer“. Bei den vorderasiatischen Völkern aber wie bei den Ägyptern in der Urzeit stark

entwickelt, war jene Mißachtung eine der Hauptveranlassungen, daß die Prostitution in mehr als einer Form entstehn und eine so enorme Ausdehnung gewinnen konnte. Sehr fein hat Bachofen besonders die religiöse Entjungferung aller ausgewachsenen Mädchen aus einem instinktmäßigen, der Spezies dienenden Widerstand gegen eine Individualisierung und Einengung des Geschlechtsaktes gedeutet. Ebenso erklärt Schopenhauer die Hinneigung mancher feinen Frauen zum Ehebruch mit rohen Kerlen aus einer triebartigen Auflehnung, die trotz dem Altargelübde und aller Erziehung die Spezies höher als das zufällig angetraute Individuum stelle. Die Menschen vergessen eben leicht, daß auch die Ehe ein Zwang und der Natur abgerungen ist.

Die erste erkennbare Form der asiatischen Prostitution aber war die sogenannte gastliche. Der Hausherr fühlte sich verpflichtet, dem eingetretenen Gast seine Ehehälfte zu überlassen oder die jungfräuliche Tochter zuzuführen. Es war dies eine Preisgebung ohne die sonstigen Merkmale, die ich im zweiten Kapitel fixiert habe. Vielleicht mag die Spekulation auf ein Gastgeschenk mitgespielt und den materiellen Beiklang geliefert haben. Das Hauptmotiv hatte jedoch bereits eine religiöse Unterlage: man glaubte an den Besuch von Göttern und hoffte oder fürchtete, der Besucher könnte ein verkleideter Gott sein. Auch waren „die Engel des Herrn" damals noch keine geschlechtslosen Wesen wie im Matthäus-Evangelium; ja vielleicht

identisch mit den „Kindern Gottes". Diese dokumentierten sich durch eine Aussaat von jungen Riesen, die pünktlich neun Monate nach dem Besuch zu Tage kamen und sich, wie die Lutherbibel (Genesis, Kap. 6) übersetzt, zu „Gewaltigen in der Welt und berühmten Leuten" auswuchsen.

Dann etablierte sich selbständig die religiöse Prostitution zunächst in der Form einmaliger Preisgebung an eine Gottheit, der die Einehe zuwider war und die ungehemmte Schöpfungskraft vertrat, besonders auch mit zeremonieller Deflorierung reif gewordener Mädchen durch den Priester oder durch den erigierten, metallnen oder elfenbeinernen Phallus des Götterbildes. Bald gab es aber eine wirkliche Preisgebung für Geld zu Ehren des Gottes, der, wieder durch den Priester, den Gewinn einstrich. Es ist der Weltreisende Herodot, der um 440 v. Chr. diese Gebräuche in Babylon miterlebte, wo sie schon ein Jahrtausend alt gewesen sein mögen, und folgende anschauliche Schilderung gibt: „Jede Frau, die als Babylonierin geboren ist, muß sich einmal in ihrem Leben in den Tempel der Liebesgöttin begeben und sich daselbst einem Fremden überlassen. Ein Teil von ihnen hält es aber aus Stolz, den ihnen ihr Reichtum einflößt, unter ihrer Würde, sich mit den andern auf gleiche Stufe gestellt zu sehen, und diese lassen sich in geschlossenen Wagen vor den Tempel fahren. Dort bleiben sie sitzen, hinter sich eine Menge von Dienern. Die große Mehrzahl aber setzt sich, das Haupt von Schnurenkräuzen umwunden,

im Tempelgarten nieder. Es ist ein beständiges Kommen und Gehen. Man sieht nach allen Himmelsrichtungen durch ausgespannte Seile getrennte Gänge führen, in denen die Fremden wandeln und die Weiber auswählen, die ihnen am besten gefallen. Wenn eine Frau einmal an diesem Orte Platz genommen hat, darf sie nicht eher nach Hause kehren, als bis ihr ein Fremder Geld in den Schoß geworfen und mit ihr außerhalb des geweihten Raumes Umgang gepflogen hat. Der Fremde muß, wenn er ihr das Geld zuwirft, dazu sagen: ich rufe die Göttin Melitta an... Wie gering auch die Summe sein mag, niemals darf sie zurückgewiesen werden, das Gesetz verbietet es, denn dieses Geld wird geopfert.... Sobald sie durch die Preisgabe ihres Körpers an einen Fremden ihren Verpflichtungen gegen die Göttin nachgekommen ist, kehrt sie heim; und niemals wird sie sich danach, soviel man ihr auch bieten möge, verführen lassen. Diejenigen Weiber, die einen schönen Wuchs oder ein schönes Angesicht haben, verweilen nicht lange im Tempel, die häßlichen dagegen bleiben länger, ohne dem Gesetz genügen zu können; ja bei manchen", so fügt der Schelm hinzu, „dauert es drei oder vier Jahre."

Dieser Melittakultus war über ganz Vorderasien und gewisse Inseln des östlichen Mittelmeerbeckens verbreitet. Zwei Jahrhunderte vor Herodot hatte ihn der Prophet Baruch beobachtet und in einem angeblichen Brief an Jeremias, den wir in seinem 6. Kapitel in den „Apokryphen" der Bibel finden, also beschrieben:

„Die Weiber sitzen vor den Tempeln, mit Stricken umgürtet, und bringen Obst zum Opfer. Und wenn jemand vorübergehet und eine von ihnen hinwegnimmt und bei ihr schläft, rühmt sie sich wider die Nachbarin, daß jene nicht sei wert gewesen wie sie, daß ihr der Gurt aufgelöst würde.“ Aber „die Pfaffen stehlen das Gold“, sagt Baruch.

Im Jahre 331 v. Chr. war Babylon durch die Perser teilweise zerstört worden, doch der Kult erhalten geblieben, der schließlich dazu beigetragen zu haben scheint, daß alle Babylonierinnen für käuflich galten und alle Babylonier ganz offen ihre Angehörigen verhandelten. Als Alexander der Große (323) in Babylon einzog, soll er über die zutage tretende Lüderlichkeit entsetzt gewesen sein, die noch um das Jahr 100 v. Chr. der Geograph Strabo bestätigen konnte.

Melitta hieß bei den Armeniern Anaitis, bei den Phönikern Astarot, bei den Griechen Aphrodite. Diese hatte in älteren Zeiten zwei sehr berühmte Tempel auf Kypern, zu Paphos und Amathunt. Dort wandelten junge Mädchen zu Ehren der Gottheit abends am Ufer, gaben sich den Fremden hin, die landeten, und stapelten den Erwerb als Mitgift auf, den die Freier ohne Erröten empfingen. Es sei betont, daß überall nur Fremde zu solchem Nießbrauch herzugelassen wurden, und obwohl die Einheimischen wiederum an andern Stätten Fremde waren, so dürften sie doch bald gefragt haben, weshalb ihre hübschen Weiber

stets nur für andre dasein und sie selber zuschauen sollten.

Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß auch der Gott Moloch, von dem in der Geschichte der Juden soviel die Rede ist, nichts anders als Molec oder Melitta gewesen war. Moloch wurde (nach Dufour) in jenen fernen Tagen, da Moses mit ihm zu tun bekam, „als ein Mann mit einem Stierkopfe dargestellt, der mit ausgebreiteten Armen darauf wartete, daß man ihm ein Opfer darbrächte: . . . Getreidekörner, um die Keime des Lebens anzudeuten; Turteltauben, um die Zärtlichkeit der Liebe zum Ausdruck zu bringen; Lämmer als Bilder der Fruchtbarkeit; Widder, um die Unbändigkeit der Sinne darzustellen; Kälber, um den Reichtum der nährenden Natur wiederzugeben; Stiere, als Sinnbilder der schöpferischen Kraft; und endlich Kinder, um den Zweck des wahren Kultus der Gottheit zu zeigen . . . Diese sieben verschiedenen Opfergaben fanden ihren Platz in den sieben Höhlungen, die sich mitten in dem Leibe dieses gefräßigen Erzgottes befanden. Er war auf einem gewaltigen Ofen aufgestellt, den man anbrannte, um ihn auf diese Art mit einem Male die sieben verschiedenen Opfer verzehren zu lassen. Während dieses Sühnopfers machten die Priester des Moloch einen Höllenlärm mit Becken und Trommeln, um das Geschrei der Opfer zu übertäuben."

Die Molochanbeter, die keine Kinder darbringen konnten oder wollten, opferten einen unkeuschen Ersatz. Die Gebräuche der Priester, die den angeheizten Ofen

umtanzten, auf dem dampfend jenes greuliche Erzbild mit seinen sieben Höhlungen (Molochsrachen) stand, in deren eine auch die geopferten Kinder hineingeschoben wurden, waren so sinnverwirrend und gräßlich, daß Moses allen Anlaß hatte, den Zorn des Ewigen in folgenden Worten zu verkünden: „Ich will mein Gesicht wenden gegen die, welche mit Moloch buhlen, und ich will sie ausrotten aus der Mitte meines Volkes."

Hatten die Juden den Molochskult, nach der freilich unkritischen Überlieferung, von den Moabitern übernommen, so den Baalsdienst von den Midianitern. Und Baal oder Bel-Phegor wieder war nichts als die lokale Umwandlung von Adonis (Adonai). Sein Sinnbild war die männliche Zeugungskraft, dargestellt in einem riesigen Phallus, wie uns Origines und Hieronymus berichtet haben. Wie sein Kult zu des Moses Zeiten beschaffen war, können wir nur ahnen. Bei beiden ging es im Taumel des Festes in den Tempelhainen teils sehr natürlich, teils aber auch sehr widernatürlich zu, und war der Molochsdienst in seinen widernatürlichen Partien verwandter mit der Onanie, so der Baalsdienst mit der Päderastie und Sodomie. Seine Priester waren schöne, doch verweichlichte junge Leute („effömінati" nennt sie die Vulgata), die sich für Geld an Männer preisgaben; außerdem wurden Hunde zum Gebrauch gehalten. Man will jene Sitten auf die Verseuchung der damaligen Frauen mit Geschlechtskrankheiten zurückführen.

Vergleicht man obige Schilderung mit der viel späteren des Herodot, so fällt es auf, daß der eigentliche Zweck, an die Zeugungskraft der Natur zu erinnern und ihr zu opfern, allmählich in Vergessenheit geraten und einem ganz gewöhnlichen Wollustmarkte gewichen war. Indessen, wenn die Strengeren dies eine Entartung schelten, so dürften auch sie wohl das Aufhören der Kinderverbrennungen als einen Fortschritt empfinden.

Neuere Historiker — ich nenne Hugo Winckler — haben folgendes festgestellt: Jahve (Jehovah) war eine ursprünglich rein lokale Gottheit im Süden von Palästina. Die nördlichen zehn Stämme, die das durch Saul befestigte Reich Israel bildeten, hatten ihn nie gekannt, bis ihn David aus Kaleb herbrachte und siegreich den Israeliten aufzwang. Deren Gottheiten, von denen wir leider nichts wissen, führten den Sammelnamen der Baalim. Es ist also möglich, daß der Baals- und Molochsdienst nicht nur den Moabitern und Midianitern, sondern ganz besonders den Israeliten eigentümlich gewesen war, bevor David kam und sein kurzlebiges Judenreich aufrichtete. Die meisten Heiligtümer des Baal standen auf den Höhen bei Jerusalem, und es tobte der Krieg um sie bis zu den Zeiten Jesu. Fast alle fremden Dirnen waren zugleich Baalspriesterinnen. Da Moses keine einheimische Prostitution dulden wollte, scheint sein Ideal gewesen zu sein: die jüdischen Mädchen jungfräulich, die jüdischen Ehen fruchtbar zu erhalten. Er ist zugleich der Mann, der,

seit die Welt steht, den erbittertsten Kampf gegen Geschlechtskrankheiten geführt hat. Allein wenn seine Tradition es verursachte, daß viele jüdische Kreise gerade den Anschluß an deutsches Familienleben heutzutage sympathisch finden, so gab es im Judentum auch eine andre, nach der dem Vater das Recht zustand, seine mannbare Tochter als Konkubine zu verkaufen oder zu vermieten; und bei den russisch-polnischen Juden ist gerade diese Überlieferung noch recht lebendig, wie ja auch schon der schlaue Erzvater Abraham (laut Genesis, zwölftem Kapitel) seine Sara, als sie noch hübsch war, dem ägyptischen König für persönliche Sicherheit und klingenden Vorteil prostituiert hatte. Sie mußte sagen, sie sei Abrahams Schwester. Der Tempel Salomonis, der selber mit seinen Kebsen die Mysterien des Baal und Moloch gelegentlich gefeiert hatte, galt noch zur Zeit der Mackabäer für den eigentlichen Dirnenmarkt; noch im Markusevangelium werden Taubenhändler dort genannt, Tauben aber waren die Vögel der Melitta, des Moloch, der Venus.

Ob die Juden jemals im eigentlichen Ägypten gewesen waren, wird heute von der historischen Kritik bezweifelt. Der zu Ägypten gehörige Teil Arabiens hieß damals Mußri, und Kanaan als eine Provinz von ihm hieß ebenso. Daher wohl die Verwechselung in der alten Legende. Die Ägypter aber waren das Volk, das sich nicht erst lange mit religiöser

Prostitution aufgehalten hatte, sondern sehr früh, vielleicht schon im Jahr 2500 v. Chr., zur legalen, käuflichen Prostitution überging. Mag die Geschichte des Herodot von dem König, der seine eigne Tochter, um einen Dieb herauszufinden, ins Bordell steckt, wo die Prinzessin sich ohne jeden Zwang betätigt, erfunden sein oder nicht, auf jeden Fall zeugt sie von einer großen Unbefangenheit im Natürlichen. Sicher waren die Ägypter hygienischer als wir, da jeder Einweihung Waschungen vorausgingen und, ein Weib ohne Waschung erkannt zu haben, für unheilig galt; weshalb man auch nicht soviel von Geschlechtskrankheiten hört wie in Syrien. Im Religiösen liebten die Ägypter laut Aussage des heiligen Epiphanius Zeremonien mit Anspielungen auf die Sitten der Menschen vor Errichtung der gesellschaftlichen Ordnung, was mit der von Bachofen so fein gedeuteten Auflehnung des Naturtriebes übereinstimmt.

Dieser Auflehnung galten besonders die Feste der Isis zu Bubastis, wo laut Herodot bis zu siebenhunderttausend Menschen von nah und fern zusammengeströmt sein sollen, um sich den größten Ausgelassenheiten hinzugeben, so daß man an das heutige Paris oder Berlin erinnert wird. Herodot schon erzählt von verschiedenen ägyptischen Großkokotten, so der glücklichen Rhodopis, einer schönen Thrakerin, um deretwillen der bucklige Sklave Äsop seine Fabeln erfand, da er für jede einen Kuß bekam; die dann auf höchst romantische Weise die Mätresse des Königs Amasis

wurde, ohne ihren Liebling, den schönen Charaxos, der sie freigekauft hatte, darum aufzugeben. Von Archidike aber kursierte folgende witzige Geschichte. Diese Schöne war sehr teuer. Ein junger Ägypter, bereit sich für sie zu ruinieren, wurde dennoch wegen seines nur mittelmäßigen Vermögens von ihr abgewiesen. Er geriet in Verzweiflung und rief die Göttin der Liebe an, die ihn erhörte. Sie schickte ihm einen Traum, in welchem er Archidiken umsonst genoß. Seitdem war er beruhigt. Als die Schöne das nun vernahm, ergrimmte sie und klagte auf Schadenersatz. Die Richter aber fällten ein salomonisches Urteil und erlaubten ihr: zu träumen, sie sei bezahlt worden.

Hellas hat sich in die Geschichte der Prostitution mit einer Handlung eingezeichnet, die vielleicht unvermeidlich war, an deren Folgen wir aber heute noch zu tragen haben: es entstand (in Athen) das erste Bordell.

Die Erfindung selbst geht auf den Namen des Solon und muß in seine Archontenzeit gefallen sein, also in das Jahr 594 v. Chr. oder bald hernach. Es ist absoluter Unsinn, die Athener um diese Zeit ein „moralisch verkommenes" Volk zu nennen, da sie erst hundert Jahre später in ihr eigentlich heroisches Zeitalter der Perserkriege eintraten, ohne sich inzwischen geändert zu haben. Höchstens könnte man von moralischem Niedergang unter der konservativen Reaktion

der Pisistratiden sprechen, die um 530 in Athen ein monarchisches Regiment führten und sich dazu ein willenloses, verschlämmtes Volk heranzuziehen wünschten. Sie richteten deshalb öffentliche Orgien ein, bei denen die Dirnen ausnahmsweise neben den Matronen erscheinen durften und alle Felder, Gärten, Weinberge der Ausschweifung offenstehn sollten.

Gerade das hatte Solon vermeiden wollen. Ihn leiteten folgende Motive:

Erstens ein gewisser Neid auf die Einkünfte der Tempel, wo die heilige Prostitution getrieben wurde. Er sah nicht ein, weshalb schmarotzende Priester sich derartig bereichern sollten, während die Staatskasse leer ausging.

Zweitens eine gewisse Rücksicht auf die einheimischen Männer; denn die Tempelprostitution war eben doch nur für die Fremden da.

Hiermit im Einklang eine Rücksicht auf die Ehrbarkeit anständiger Bürgerinnen, von denen die Begierde hinweggeleitet und anderweitig befriedigt werden sollte.

Viertens ein Wunsch, die Natürlichkeit durch ihre Erleichterung zu erhalten, da der widernatürliche Verkehr zu sehr um sich zu greifen begann.

Fünftens beabsichtigte Solon eine strengere Scheidung zwischen der reinlichen Bürgerstadt und dem Hafen Piräus, um hier die Prostitution womöglich zu lokalisieren.

Daß ein so wohlwollender und weiser Mann auf

einen derartigen Gedanken kam, ist aber nur daraus begreifbar, daß dem gesamten Volksempfinden die Sklaverei für etwas Unabänderliches galt. Die Sklaven mußten arbeiten, damit die Freien sich der Politik, Philosophie und allerlei sportlichem oder künstlerischem Wettstreit hingeben könnten. Weder Plato, noch Sokrates, noch Aristoteles ist es jemals eingefallen, die Sklaverei abschaffen zu wollen. Sie drückte dem ganzen athenischen Leben derart ihren Stempel auf, daß in Attika das Verhältnis der Unfreien zu den Freien wie 5:1, in der Stadt Athen gar wie 9:1 stand, weshalb es ein Unfug ist, immer noch vom „freien" perikleischen Zeitalter zu schwärmen.

Natürlich war der Sklavenmarkt stets gut beschickt, und die Töchter der Sklavinnen waren die geborenen Novizen für die Prostitution. So sagte sich Solon: „Warum nicht eine Ware benutzen, die so reichlich vorhanden ist?" und errichtete im Hafenort Piräus, den beiden Standbildern gegenüber, welche die Göttin Aphrodite Pandemos und Pitho (der zum Liebeshandel nötigen Überredungskunst) darstellten, sein geräumiges, tempelartiges Staatsbordell mit streng geregeltem Tarif. Die Mädchen waren sozusagen Staatsbeamte, arbeiteten fürs Gemeinwohl, und ihre Erträgnisse flossen in den großen Säckel, weshalb mindestens in der ersten Zeit eine gewichtige Magistratsperson dem Anwesen vorgestanden haben wird.

Wir dürfen hierüber nicht lächeln, denn auch in einer so gut deutschen und sittsamen Stadt wie Lübeck

sind von jeher die recht erheblichen Abgaben der Dirnenhäuser separat gebucht und für allerlei gemeinnützige Zwecke verwendet worden, z. B. für Reisestipendien an junge Gelehrte. In Athen war ein solcher Betrieb ganz neu und gefiel sehr, auch durch seine große Billigkeit, scheint aber gerade die Zwecke, die Solon zumeist am Herzen lagen, nach und nach verfehlt zu haben. Das Bordell hieß Dikterion, seine Insassen hießen Dikteriaden, wie Dufour meint: zum Andenken an gewisse Feiern des Dikte-Gebirges der Insel Kreta und ihre unersättliche Königin Pasiphaë, von der die Sage ja ganz groteske Sachen meldet. Aber die Dikteriaden*) nahmen schnell derartig überhand und entwickelten einen solchen gesellschaftlichen Ehrgeiz, daß die Flötenspielerinnen (Auletriden) und die vornehmeren Hetären sich vor ihnen zurückzuziehen anfingen. Und nun begann ein höchst charakteristisches Wettrennen, das für gewisse Zustände moderner Großstädte geradezu paradigmatisch wirkt.

Rekrutierten sich nämlich die Bordelldirnen aus der großen Sklavenschar oder aus solchen Bürgertöchtern, die mit dem Überschreiten der Schwelle des Dikterion für immer deklassiert waren, so erblicken wir unter den Hetären entweder heraufgekommene und von irgendeinem Liebhaber freigekaufte Dikteriaden — wie ja denn auch die berühmte Aspasia in ihren

*) „Deikteriaden" erwähnt viel später Polybios als herumziehende Gauklerinnen.

jüngeren Tagen ganz gewöhnliche Bordelldirne in Megara gewesen war —, oder solche freien Mädchen, denen diese Lebensweise besser als irgendeine andre zusagte und die sich deshalb der Aphrodite Pandemos „gelobt" hatten. Nun funktionierten sie wohl bei den Festen als „Priesterinnen", aber es bestand eine strenge Scheidung zwischen ihnen und den ehrbaren Bürgerfrauen, die ihrerseits schon aus Eifersucht eine Wut auf die Hetären hatten, mit denen sie ihre Männer teilen sollten. Die Hetären empfanden daher die brennende Sehnsucht, nach der Stadt hin mehr Grund zu gewinnen, und nahmen das Anwachsen und Lästigfallen der Dikteriaden am Piräus zunächst einmal als Vorwand, um bis zum Kerameikos vorzudringen, einem schattigen, zypressen- und säulengeschmückten Kirchhof im Nordwesten der Stadt, in der Nähe des Tores Dipylon. Ursprünglich nur für solche Bürger bestimmt, die in der Schlacht gefallen waren, mußte er nun ganz andre Siege und Niederlagen miterleben. Zu gewissen Stunden des Tages promenierten und flirteten dort die Kokotten, während ein nächtlings verspäteter Wandrer, der seine Schritte durch den Kerameikos lenkte, zuweilen die „Manen der Toten über die Entweihung ihrer Gräber glaubte ächzen zu hören".

Allein schon wegen der Beschwerlichkeit des Weges, der vom Kerameikos nach Hause zurückgelegt werden mußte — denn den durch Kimon begonnenen, 456 vollendeten langen Mauern, die den Hafen Piräus

mit der Stadt verbanden, fehlte nur wenig an einer deutschen Meile —, und weil die Dirnen niedrer Ordnung, die wohl „eingeschrieben", doch nicht in ein Dikterion gebannt waren, ihnen dorthin folgten, um sich den vorteilhaften Markt nicht entgehn zu lassen, drängten die feinen Hetären mehr und mehr in die Stadt selbst hinein, gaben ihre Häuschen und Villen am Piräus auf und suchten Wohnung im Schatten der Akropolis. Die Gesetze, die das alles verboten hatten, kamen allmählich außer Übung, und die Bürgerfrauen mußten sich mehr und mehr daran gewöhnen, die bunten Gewänder der Dirneu dicht neben sich in den Straßen Athens zu erblicken.

Der Piräus, der Hafen Phaleron und der Flecken Skiron wurden zwar niemals leer von käuflichen Dienerinnen der Pandemos; aber mitten in der Stadt entstand jetzt, mit dem Phallus als Aushängeschild, ein Bordell neben dem andern, da der Staat nicht alle gleich dem ersten großen solonischen Dikterion in Eigenbetrieb nehmen konnte und die Konzession an Spekulanten verkaufte oder verpachtete. Damit war der Weg nach abwärts beschritten, von dem wir heute noch nicht losgekommen sind.

Auch die freien Hetären hatten Abgaben zu entrichten und keineswegs immer das angenehme Leben, das ihnen allen angedichtet wird. Sie lagen besonders mit dem Steuereinnehmer (Pornikotelos) in ewiger Fehde, da dessen Drohungen und Erpressungen auf die Dauer unerträglich wurden. An einem Tag im

Jahr hatte der schlaue Staat ein Weihefest der Pandemos eingerichtet, dessen Ertrag ihm allein zufloß, wobei regelmäßig von beiden Parteien ein starker religiöser Eifer bewiesen worden und es zur Ablieferung großer Summen gekommen sein soll.

Dies wie vieles andre ist ganz erklärlich erst aus der vorzüglichen Körperfestigkeit des damaligen Frauengeschlechtes. Man braucht sich nur einmal den herrlichen Brustkasten der Venus von Milo oder den freien, durch keine Schnürfurche entstellten Mittelleib der von Knidos anzusehen, um zu merken, daß jene Rasse ganz andern Strapazen des Liebesdienstes gewachsen war wie die heutige. Ein bekannter Klassiker der Prostitution, als er auf gewisse chronische Übel zu sprechen kam und den Schluß zog, daß häufiger Umgang und Geschlechtskrankheiten eine Immunität gegen andre Erkrankungen zu gewähren schienen, da man bei den Dirnen außer diesen eigentlichen Dirnenleiden kaum ein andres anträfe, hat freilich ausnahmsweise das Pferd beim Schwanz aufgezäumt. Wenn, seit es Krankenhäuser gab, die Dirnen so selten eine andre Station als die venerische belegten, lag das allein daran, daß überhaupt nur die robustesten und von Hause aus gesündesten es wagen dürfen, ein so furchtbar strapaziöses Gewerbe zu ergreifen.

Doch jeder neidische Giftmichel, der von einer Schönen abgewiesen worden war, konnte in Athen als Denunziant gegen sie auftreten. Es gab eine Sittenpolizei, es gab somit auch Zuwiderhandlungen, und es

genügte, in einem Heiligtum entdeckt worden zu sein, wo man eigentlich nicht hingehörte, um wegen „Gottlosigkeit“ angeklagt zu werden. Der schönen Phryne, dem Urbilde der knidischen Aphrodite, die sich in ein Matronenfest eingeschlichen hatte, würde eine solche Anklage vielleicht den Kopf gekostet haben, wenn sie ihr Anwalt Hyperides nicht auf eine so sinnreiche Weise verteidigt hätte.

Ob die Hetären, wie besonders die Komödiendichter des vierten und dritten Jahrhunderts v. Chr. behaupteten, wirklich etwas Nennenswertes zum Verfall des Athenertums beigetragen haben oder nicht, mögen die Sittenrichter unter sich ausmachen. Stimmt es, dann sollten sich das gewisse Ruferinnen im Streit um „Vergeistigung“ des sexuellen Verkehrs noch einmal überlegen. Im allgemeinen sind jene Mädchen nichts andres gewesen als etwas später die „bonae mulieres“ der Römer, die „grandes cocottes“ im heutigen Paris oder die „feinen Weiber“ von Berlin. Das Hauptübel Griechenlands aber war und blieb die Sklaverei, sie, die Menschen zu Tieren, zu Waren, zu bloßen Sachen herunterwürdigte, mit denen sich alles und jedes ungestraft anstellen ließ. Sie allein hat jene entsetzliche Widernatürlichkeit geweckt und großgezogen, die schließlich das ganze antike Leben durch Mangel an Nachwuchs zum Absterben brachte.

Da auch die Römer mit jenem Übel von Hause aus behaftet waren, darf man sich über die Entwickelung, die ihre Erotik nahm, nicht weiter wundern. Ein ursprünglich herbes und reines Volk, haben sie anscheinend niemals die Tempelprostitution der Orientalen, Ägypter und Griechen gekannt, sondern sich zunächst nur Heiligtümer der Standhaftigkeit, Weisheit, Mäßigkeit, Tapferkeit errichtet, wo der Sinnenkultus nicht hingehörte.

Das hatte zweifellos sein Gutes; doch auf die Dauer auch sein sehr Übles. Denn wenn man aus Griechenland über Geschlechtskrankheiten wenig vernimmt, so lag das zweifellos an den durch die Mysterien überlieferten frommen Waschungen, während in Rom keine Priesterinnen von solcher Hygiene etwas wußten und so zweckmäßige Gebräuche wie die Depilation, die Beseitigung störenden Haarwuchses, eine partielle Vorahnung moderner Asepsis, am Tiber unbegriffen zu bloßen Modetorheiten herabsanken.

So ist Rom die Stadt des ausgebreitetsten Bordellwesens mitten in ihrem Innern, die Stadt der furchtbarsten Geschlechtsleiden und einer derartig zunehmenden männlichen Prostitution geworden, daß sie die weibliche an Zahl überwog und sämtliche Ringschulen, sämtliche Bäder zur Kaiserzeit von ihr verpestet erschienen.

Sehr beliebt zum Stelldichein waren die dunkeln Nischen der meist unterirdisch angelegten Bäckereien,

da ja die Bäcker die ganze Nacht hindurch tätig sind. Aber wie sollte da wohl von Reinlichkeit die Rede gewesen sein? Der Ädil überwachte die Dirnen, führte Listen, erteilte die Konzession zur polizeilich unbelästigten Ausübung des Gewerbes, ganz wie in Wien oder Pest heute noch mit Entziehung der Lizenzkarte gedroht wird. Die männliche Prostitution aber war vollständig frei, und so wimmelten alle Hauptverkehrstraßen bald von phrygischen Lustknaben mit ihren weibischen Gewändern, ihren Schmachtlocken, ihrem süßlichen Lächeln, ihren koketten Winken, ihrem tänzelnden, sich in den Hüften wiegenden Gange.

Diese Prostitution war zuletzt leider um nichts gesünder als die weibliche. Denn die römischen Verkömmlinge der Kaiserzeit scheinen derart unsauber gewesen zu sein, daß nur ein ganz derber Ausdruck sie bezeichnen könnte. Allein schon was Martial von der Küßwut unter Männern, dem ekelhaften „basiare", dessen Sinn wir zum Glück garnicht mehr durchschauen, berichtet, und wie keine Beulen, keine glänzenden Pusteln, kein krankes Kinn, keine schmierige Flechte von dieser Wut abzuschrecken vermochten („non ulcus acre pustulaeve lucentes nec triste mentum sordidique lichenes"), verrät uns einen hygienischen Tiefstand sondergleichen.

Es ward bereits erwähnt, daß die Germanen von sich aus keine Prostitution entwickelt hatten; aber sie fanden zweifellos eine vor, sowohl in den Städten

des Dekumatenlandes, — Baden-Baden hieß damals Aquae Aureliae Sextae, — als die Alemannen jenes Land gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. überrannten, wie auch in den alten Garnisonen, die den Rheinstrom begleiteten, Zürich, Offenburg, Straßburg, Mainz, Trier an der Mosel, Bonn, Köln und Neuß. Wo es nun im Lauf der Zeiten Heereszüge und Feste gab, traten Spielleute, Gaukler und „fahrende Weiber" auf. Karl der Große hat gegen sie gewettert, aber als kluger Verwalter und geriebener Finanzmann sehr bald andre Saiten aufgespannt, hat die Dirnen organisiert und erkleckliche Abgaben von ihnen gezogen. Barbarossa war so grimmig über sie, die ihm seine Lagerdisziplin verstörten, daß er Befehl gab, jeder aufgegriffenen die Nase abzuschneiden. Es half alles nichts, da gerade die Kreuzzüge dem Herumtreiben außerordentlichen Vorschub geleistet hatten. Weil die Ehe nicht mehr auszureichen begann, wucherte das Bordellwesen üppig. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte zuletzt jede deutsche Stadt auch ihr „Frauenhaus". Es war ein „unehrlicher" Beruf, und die Dirnen standen unter der Verwaltung des Henkers. Doch hielt fast überall der Magistrat seine Hand über jenen Anstalten, wo er auch Gäste von auswärts gern bewirtete. Besonders war der gute Kaiser Sigismund von solcher Gastlichkeit sehr erbaut und, wo er einmal frei Quartier bezogen hatte, schwer wieder herauszubekommen.

Von dem Mädchenhandel, der dieses Wesen be-

gleitet haben muß, und von dem traurigen Ende, das die Dirnen früher oder später nahmen, hört man aus den Chroniken wenig; die Chronisten empfanden noch zu wenig sozial. Soviel steht aber fest, daß Schwaben schon damals wegen seiner schönen und gewandten Töchter einen Ruf genoß und sie bis nach Venedig verschacherte. Bald stellten sich die Klagen der legalen Prostitution gegen die larvierte ein, die das Geschäft verdürbe, wie z. B. eine Elsbeth von Landshut um 1500 in Regensburg eine Zahl von Bürgerhäusern namhaft machte, wo im ganzen siebenundsechzig heimliche Frauen gehalten würden. Doch den empfindlichsten Stoß erlitten Badestuben und Frauenhäuser durch das Auftreten der Syphilis.

Die Theorie, daß die Alten keine Geschlechtskrankheiten wie wir gekannt hätten, wird zwar immer noch vorgetragen, steht aber auf ganz schwachen Füßen und fristet ihr Dasein lediglich von einer Art freiwilliger Blindheit bei den Bekennern. Die Beschreibung des männlichen Flusses im fünfzehnten Kapitel des Levitikus ruft laut „Gonorrhoe"; und seit ich bei Celsus (aus dem ersten Jahrhundert n. Chr.) die unzweideutige Beschreibung eines Schankers mit Phimose sowohl wie eines fressenden (ulcus phagedänicum) gefunden habe, zweifle ich keinen Augenblick, daß die „Feigen", die Horaz und Martial erwähnen, der Gesichtsschmuck der mit dem morbus campanus Behafteten, identisch sind mit unsern „gummata", den Knoten und Narben der von Ricord als „tertiär"

bezeichneten Syphilis. Das Bild kann nur hergenommen sein von der Stengelseite der platt getrockneten Feige, die nach dem Stengel hin eine strahlenförmige Anordnung zeigt. Und genau so derbe, strahlenförmige Narben hinterlassen jene gummösen, zuweilen aufbrechenden und vereiternden Knoten des Bindegewebes der tertiären Syphilitiker.

Auch ist es gänzlich ausgeschlossen, daß die paar Dutzend Matrosen, die mit Kolumbus aus Amerika nach Spanien heimkehrten, diese Pest über Europa verbreitet hätten. Sie waren dazu garnicht imstande. Es kann vielmehr nur das Söldnerheer Karls VIII. von Frankreich gewesen sein, das in miserabler, durch Lagerkrankheiten und ungenügende Verpflegung geschwächter Verfassung 1495 Neapel belagert und eingenommen hatte, in dessen Reihen sich die furchtbare Spirochaete pallida differenziert hat. Dort auf dem historischen Boden des morbus campanus bildete sich von neuem in den vorbereiteten, disponierten Leibern der unsaubern Soldaten das gräßliche Gift, das heute noch unser Familienleben heimsucht. Nach Hause ziehend steckte jenes Heer zunächst ganz Italien an, in Frankreich entlassen dann jedes Kontingent seine engere Heimat, bis die furchtbare, west- und mitteleuropäische Epidemie von 1496 fertig war.

Da wurden nun nach und nach alle Bordelle geschlossen, bis es fast nur noch eine schweifende, doch darum nicht minder kranke Prostitution in Europa gab. Der Heerestroß mit seinem „Hurenweibel" ist

uns aus den Schilderungen des berühmten Romans von Grimmelshausen zur Genüge bekannt. Die Prostitution, die der Dreißigjährige Krieg hinterließ, war jedenfalls an Wildheit und Gefährlichkeit in mehr als einer Hinsicht schaudervoll. Jeder Ansatz einer sexuellen Hygiene, wie man sie in Straßburg, Frankfurt und anderwärts vor der Reformationszeit gelegentlich antreffen konnte, war vergessen. Es herrschte Schlendrian und gesundheitlicher Notstand allerwegen.

In Berlin wurde, nach umsonstigen Versuchen mit Zucht- und Spinnhaus, im Jahr 1700 eine Bordellordnung erlassen, die ausdrücklich erklärt, daß diese Wirtschaften gesetzlich nicht erlaubt und nur als notwendiges Übel geduldet seien, — ein Standpunkt, der leider jede feste Überzeugung und soziale Einsicht vermissen ließ, weshalb ganz besonders die Duldung, die er aussprach, niemals ernst genommen und die Dirnen unausgesetzt zum Gegenstand gehässiger Drangsal gemacht wurden.

Viel rigoroser ging man sofort in Österreich vor, sobald einmal der Staat im achtzehnten Jahrhundert sein Augenmerk auf diese Dinge gerichtet hatte. Was Sanitätsrat Wechselmann uns darüber mitteilt, ist so charakteristisch, daß ich den Passus hersetze: „In Wien versuchte man durch härteste Strafen der Prostitution Herr zu werden und sie gänzlich zu beseitigen. Man hielt fest an den ältesten Verordnungen, wonach die Unzucht durch Pranger, Auspeitschung, Landesverweisung, Abschneiden der Ohren und andre barbarische

Mittel gebüßt wurde. Besonders erbittert führte diesen Kampf Maria Theresia, welche ganz davon durchdrungen war, jede Unsittlichkeit bei hoch und niedrig mit Stumpf und Stiel auszurotten. Die Dirnen und Kuppler wurden in großen Schiffstransporten nach Temesvar, Komorn, Preßburg ins Zuchthaus gebracht; bei Diebstählen oder Übertragung von Geschlechtskrankheiten kamen außergewöhnlich rohe und harte Strafen, die dem Zeitgeist gar nicht mehr entsprachen, in Anwendung. In solchen Fällen wurde die Dirne der Tortur unterworfen oder, bis auf das Hemd entkleidet, barfuß nach der Kirche geführt, wo sie in einen Sack, der unter dem Kinn zugebunden ward, gesteckt wurde; hierauf schnitt und rasierte ihr der Henker die Kopfhaare bis an die Haut ab, und der nackte Schädel wurde dann mit Kienruß oder Teer bestrichen, sie sodann den Insulten des Pöbels ausgesetzt, welcher sie mit Kot bewarf. Danach wurde sie gestäupt und aus der Stadt durch Schubwagen herausgeführt.

Aber auch sonst glaubte die Kaiserin die Pflicht zu haben, jede Verfehlung gegen die Sittenreinheit auszukundschaften und zu bestrafen. Zu diesem Zweck setzte sie die berüchtigte Keuschheitskommission ein, welche die ganze Bevölkerung mit einem Netz von Spionen umgab, um jede nicht legale Liebkosung aufzuspüren. Daß sich zu diesem Dienst nicht gerade einwandfreie Personen fanden, ist klar, ebenso daß mit den bedenklichsten Mitteln gearbeitet wurde. Kein

Mann war bei einem minder honetten Mädchen vor Überraschung durch die Keuschheitswächter sicher, die intimsten Vorgänge des häuslichen Lebens wurden ausspioniert, ja selbst Dirnen angestellt, um Männer anzulocken und nachher anzugeben, da sie von der erlegten Geldstrafe ihr Teil abbekamen. Trotzdem blieb die Prostitution in großem Umfang bestehen — man zählte 10000 Prostituierte — und nahm nur eine heuchlerische Maske an, während die Geschlechtskrankheiten aus Furcht vor Strafe verhehlt wurden und in unheimlicher Form und Ausdehnung grassierten.

So mußte die Kaiserin die Keuschheitskommission doch, ohne einen Erfolg, wie sie sich ihn dachte, erzielt zu haben, eingehen lassen. Die harte Behandlung der Prostitution aber blieb bis tief ins neunzehnte Jahrhundert bestehen, und da sich die Behörde zu dem Standpunkt bekannte, daß durch allzu verbreitete Anstalten und Erleichterung für venerische Kuren der Seuche keineswegs ein ergiebiger Einhalt getan, sondern nur die Freiheit, das Übel nicht zu achten, vermehrt würde, blühten Prostitution, Zuhältertum und Geschlechtskrankheiten auf das üppigste."

Hier sehen wir einmal an einem krassen Beispiel, wie die Sache *nicht* angefaßt werden darf, sehen unverhüllt auch die dumme Schadenfreude, die garnicht wünscht, daß Geschlechtsleiden aufhören, sondern sie zur Abschreckung erhalten will. Damals begannen Krankenhäuser von unglücklichen Mädchen als Vorstufe

der Höllenstrafen gefürchtet zu werden; heute sucht man vergebens die Verängstigten hineinzulocken.

Napoleon, kalt, keiner Sentimentalität zugänglich, richtete dann 1802 zu Paris die erste „maison de tolérance“ ein, also wiederum eine Art Staatsbordell, unter sittenpolizeilicher Aufsicht, mit hygienischer Überwachung durch Ärzte. Dieses von dem großen Organisator gewissermaßen sanktionierte System ward nun für Europa vorbildlich und bestand auch in Berlin zunächst in recht ausgedehntem Maße. Da ich leider über den Betrieb jener Häuser, die sich, abgesehn von der schon zitierten „Mamsell Meyer“ vorzüglich in der Nähe der berliner „Königsmauer“ befunden haben sollen, und über die Zahl der Tagesbesucher, im Gegensatz zu Yoschiwara, keine Aussagen machen kann, vermag ich auch nicht zu entscheiden, ob der Menschenfreund ihnen nachzutrauern irgend eine Veranlassung hat. Als bezeichnend sei nur erwähnt, daß zu jener Zeit Mädchen durch die Behörde gezwungen werden konnten, in ein Bordell zu gehn; ganz wie auch heute noch unser Reichsstrafgesetzbuch (§ 361) die unkonzessionierte Ausübung der Prostitution unter Strafe stellt, während nach Erteilung der Konzession die Verfolgung aufhört.

Im Jahre 1840 nun wurden die feinsten Häuser in Berlin geschlossen.

Ohne Verzug entstanden als Ersatz für sie verschiedene „Tanzlokale", wie wir sie heute noch haben.

1846 folgte die Schließung auch sämtlicher andrer Bordelle; darauf ein rechtloser Zustand. Denn da nach dem Landrecht der Zwang, in ein Bordell zu gehen, die einzige Disziplinarstrafe war, die für unkonzessionierte Preisgebung verhängt werden konnte, diese Möglichkeit aber seit Abschaffung der Bordelle nicht mehr bestand, so wurden zunächst viele Mädchen rein willkürlich aufgegriffen und schikaniert, als ob sie wilde Tiere, doch nicht Angehörige des preußischen Staates gewesen wären. Nicht selten verfielen sie rechtswidrigen Zuchthausstrafen. Mögen es aber nun rein bürokratische, oder hygienische Gründe gewesen sein, die dazu trieben: im Jahre 1851 wurden Bordelle aufs neue konzessioniert, — um 1856 wiederum und für immer geschlossen zu werden.

Nun steht zwar geschrieben: aus diesen Wechselfällen sei soviel gelernt worden, daß es keinen Sinn habe, die offne Prostitution zu unterdrücken, da dann sofort die geheime nur desto unliebsamer bis in die Familien hinein um sich griffe. Deshalb sei man auch dazu übergegangen, dieses Übel nur zu beschränken und zu regulieren. Da hiernach aber die Beschränkung zur Tugend wird und derjenige am tugendhaftesten, der das Beschränken am besten versteht, so ist auch in Berlin munter drauf los beschränkt worden, bis man wieder bei der alten geliebten Unterdrücknng, heute „Bekämpfung" genannt, angekommen war. Gesund-

heitlich sind die Folgen davon so übel, wie sie schon zu Zeiten der Maria Theresia waren, weil die Dirnen, als Gesellschaftsfeinde malträtiert, diese Gesinnung aufrichtig erwidern und jede hygienische Rücksicht nur als eine weitere Last empfinden. Die moralischen Folgen auszumalen, ist meine Sache nicht; vielleicht sind die Ethiker sehr mit ihnen zufrieden.

Im Jahre 1875 gründete dann Mrs. Josefine Butler jene internationale Föderation zur Abschaffung aller Bordelle, sowie jeder sittenpolizeilichen Kontrolle („Reglementierung") schlechthin. Dieser „Abolitionismus" hielt 1877 seinen ersten Kongreß zu Genf und hat seither, Hand in Hand mit der sonstigen Frauenbewegung, allerlei äußere Erfolge zu erzielen gewußt.

Sehr zustatten kam ihm bei uns 1879 die Entdeckung des Gonokokus durch Neißer (Breslau) und 1890 die von demselben Forscher durchgesetzte Einführung der mikroskopischen Untersuchung auf der Polizei. Durch diese Neuerung schnellte nämlich die Tripper-Ziffer plötzlich derart in die Höhe, daß es zutage trat, wie fast ein Jahrhundert lang die Polizeiärzte ein falsches Gesundheitsattest nach dem andern ausgestellt hatten. Es waren wegen dieser Unzulänglichkeit fortwährend von kräftigen jungen Männern Dirnen benutzt worden, die garnicht im Verkehr, sondern im Krankenhaus hätten sein müssen. Obwohl man heute behauptet, daß in

Berlin, — was ich freilich aus verschiedenen Gründen nicht recht glauben kann, — jede dritte Prostituierte tripperkrank sei, war bei jener flüchtigen, unexakten alten Methode noch im Jahr 1884 erst bei jeder tausendachthundertunddreiundsiebzigsten Untersuchung ein Tripper konstatiert worden.

Der Schluß freilich, den die Damen hieraus zogen: „Fort mit jeder Kontrolle!“ erscheint übereilt und falsch. Die Gesundheitspolizei muß auch der Lustseuche gegenüber das Recht auf gewaltsame Isolierung genau so wie bei auftretenden Fällen von Cholera oder schwarzen Pocken in Händen behalten. Bei jeder andern Seuche wird ja heutzutage der größere Wert nicht auf die Wiedergesundung des Einzelfalles, sondern auf die Verhütung des Weiterumsichgreifens gelegt. Die Unvernunft und Gewissenlosigkeit deutscher Dirnen aber sind bei den ganz jugendlichen oft geradezu tierisch, bei den älteren wieder wirkt schon die Tradition jahrhundertlanger Schikanen und Mißhandlungen so aufreizend zu Trotz und Gesellschaftshaß, daß sie lediglich durch folternde, unerträgliche Schmerzen für die Idee des Krankenhauses gewinnbar sind. Solange sie sich noch schleppen können, haben sie nur den einen sehnlichen Wunsch: zu verkehren und anzustecken. Selbst in Bordellen werden unter allen Umständen Kolleginnen, die ins Lazarett müssen, bedauert. Freude über die Möglichkeit eines Ausheilens existiert garnicht, weshalb aus der fluktuierenden Prostitution Dirnen oft in einem geradezu grauenhaften Zustande von Ver-

wahrlosung und Zerrüttung vorgeführt werden. Der Gedanke, daß auch diese wandelnden Kloaken immer noch verkehrt und wieder verkehrt haben, läßt uns an der weiblichen Selbstbestimmung verzweifeln. Diese Gemeinschädlichkeit sollte keine Gesellschaft gutmütig ausbaden wollen. Wenn Männer krank werden und gelegentlich eine Partnerin krank machen, sind sie doch weder käuflich, noch gewerbsmäßige Verbreiter. Aus ganz ähnlichen Gründen gilt auch unter den Raubtieren die Wölfin für soviel gemeingefährlicher und verfolgungswürdiger als der Wolf, daß in manchen Gegenden ein fünf- bis neunfach höheres Schußgeld für sie gezahlt wird. Sie ist die eigentliche Vervielfältigerin des Wolfstums, wie die kranke Dirne die eigentliche Fortpflanzerin von Geschlechtsleiden. Die schon erwähnte kopenhagener Statistik berechnet, daß e i n e venerische Frau durchschnittlich v i e r Männer ansteckt, während von v i e r venerischen Männern nur e i n e r das Gift an eine Frau weitergibt. Das Verhältnis stellt sich also wie 4 : $^1/_4$ oder wie 16 : 1 zu Ungunsten, zur Belastung des weiblichen Teils.

Trotzdem hat der Abolitionismus allgemach die öffentliche Meinung ganzer Länder für sich gewonnen, wenn auch die Erfahrungen, die man in London, in Norwegen und seit 1906 in Dänemark mit der Aufhebung des Einschreibens und der sittenpolizeilichen Kontrolle gemacht hat, undurchsichtig sind. Die Lobredner des Prinzipes preisen den Erfolg; die Gegner des Prinzipes behaupten, dieser Erfolg sei abschreckend.

Die einen sagen: unter dem neuen System kämen mehr gefallene und kranke Frauenzimmer freiwillig in die Behandlung der Hospitäler, um auskuriert zu werden, als früher durch die Polizei dazu gezwungene; die andern wieder betonen, daß die Geschlechtskrankheiten der Männer seit Aufhebung der Kontrolle zugenommen hätten, und ein sehr gewiegter deutscher Fachmann, der 1906 in Kopenhagen persönlich nachgesehn hatte, berichtete mir, daß es dort keiner einzigen kranken Dirne auch nur eingefallen sei, sich freiwillig zu stellen.

Die Zunahme der Geschlechtsleiden nach so jähem Umschwung ist auch mir das wahrscheinlichere. Denn genau das Gleiche zeigte sich in Leipzig, als vor etwa drei Jahrzehnten wegen eines Systemwechsels plötzlich alle Bordelle geschlossen wurden, die gerade dort sehr im Flor gestanden hatten. Die Folge war, daß im städtischen Krankenhause die sogenannten „Rittersäle" sich derart überfüllten, daß man die Bordelle bald wieder öffnete.

Freilich hätten es die dummen Männer garnicht nötig gehabt, in solchen Mengen zu erkranken, wenn sie nicht zu faul und sorglos gewesen wären, um sich nach dem Akt zweckmäßig zu säubern. Schon Herodot mokierte sich über gewisse wilde Völker, die zur Vermischung die Heiligtümer aufsuchten, aber ungewaschen von dannen gingen.

Und dies in der Tat bleibt der große praktische Gewinn, den man aus einem Überblick über die ge-

schichtliche Entwickelung der Prostitution ziehen kann: das Bewährte vom Schädlichen sondern zu lernen.

Die Prostitution an sich in Kulturstaaten „bekämpfen“ zu wollen, ist eine Jagd zu Roß hinter wilden Gänsen; sie durch Bordelle fördern zu wollen gleich Solon, ist unverträglich mit modernen Staatsgrundgesetzen, die keine Sklaverei kennen.

Der Staat sollte sich die Dirnen aber zu Freundinnen machen und zu ihnen sprechen, wie zu den antiken Tempeldienerinnen gesprochen wurde: „Die Volksgesundheit ist in eure Hand gegeben, — bewahret sie!“

Elftes Kapitel

Praktische Winke

Besäßen unsre Sittlichkeitsvereine das Recht, für Deutschland einen Oberpriester der Tugend zu küren, und dieser märchenhaft Gewaltige hätte die Macht, in seinem üblichen Jargon folgende Alternative zu stellen: Unsittlichkeit ohne Geschlechtskrankheiten, oder: Sittlichkeit mit Geschlechtskrankheiten, so bin ich überzeugt, würde die Hygiene, wie ich mir schon im ersten Kapitel anzudeuten erlaubte, ihm durch die Art ihrer Wahl eine Enttäuschung bereiten.

Die Hygiene hat ja, das muß ihr der Feind lassen, Jahrzehnte hindurch mit Engelsgeduld auf die Leistungen der Sittlichkeit für die Volksgesundheit gewartet. Aber da diese Leistungen so ganz ungenügend sind, ist es vielleicht erklärlich, wenn Hygieniker auch von der sogenannten Dezenz nichts erhoffen, sobald etwas Praktisches zu Tage gefördert werden soll.

Als Celsus, ein großer Neuerer, im ersten Jahrhundert n. Chr. seinem berühmten Werk „de medicina",

ein paar kurze Kapitel über Geschlechtskrankheiten einfügte, gingen selbige zu Rom noch unter dem Sammelnamen „morbus indecens“. Die Folgen dieser Ziererei waren gräßlich. Trotzdem entschuldigt sich auch Celsus, weil er solche Dinge überhaupt erwähnte, und verspricht, bei diesen römischen Leiden griechische Bezeichnungen vorzuziehen, um weniger zu verletzen. Ich verspreche aus Gründen, die ich nicht erörtern will, gleichfalls, mich, wo es irgend angeht ohne dunkel zu werden, in diesem Kapitel wissenschaftlicher Fachausdrücke zu bedienen. Natürlich rechne ich darauf, daß auch Frauen, wenn sie ein Buch über Prostitution in die Hand nehmen, nicht ein Buch über Rosenwasser erwarten; wenigstens glaube ich zu einem solchen Mißverständnis bisher noch keine Veranlassung gegeben zu haben. Im übrigen ist die Sache der Gesundheit es schon wert, daß man sich ihrethalben den Zorn von ein paar Tartüffs und Struwelpetern zuzieht.

Luës und Gonorrhoe, wie das vielfach immer noch geschieht, mit der Prostitution gleichwertig zu setzen, ist wissenschaftlich ungenau, sozial eine Gehässigkeit, woher ich den Satz: „Die Prostitution ist die Quelle der Geschlechtskrankheiten“ als einen Oberschädling in dieser ganzen Angelegenheit betrachte. Denn ein großer Teil der Dirnen und zumal Gelegenheitsdirnen ist kerngesund und hält sich sauber; ein Teil der Ehe ist notorisch krank; und ein Teil —

nach meiner Schätzung die große Mehrzahl — der „anständigen“ Mädchen wäscht sich nicht ordentlich. Im Sumpf aber sielen die Kröten, und in der Unreinlichkeit gedeihen alle Entzündungen, alle Wundkrankheiten.

Freilich war es gar so bequem, die Prostitution als Prügeljungen zu benützen. Nun auf sie losgedroschen, mit sittlicher Entrüstung und mit „Maßnahmen“, dann mußte ja alles wunderschön werden! Leider stehn die Dinge seither um nichts besser; die Geschlechtskrankheiten grassieren nach wie vor. Jetzt gilt es vor allem einzusehn, daß die Prostitution höchstens als ein Hauptherd für Geschlechtsleiden angesprochen werden darf, nicht als die alleinige Ursache. Es ist auch nicht klar, weshalb eine kranke Ehefrau, die die Ehe bricht — was vorkommen soll — und einen gesunden jungen Mann ansteckt, keine Quelle sein sollte. In Frankreich wieder hat man nachgewiesen, daß zwanzig Prozent aller venerischen Ehefrauen durch ihre Ehemänner dazu gemacht wurden, und Blaschko zählte von 67 syphilitischen Arbeiterfrauen 64 durch den Mann angesteckte. Es ist somit leichtfertig und gemeinschädlich, die Ehe stets im Gegensatz zur Prostitution als ein Heiligtum der Sicherheit, als eine Rettungsinsel hinzustellen, wo alle Vorsicht und Sorgfalt aufhören könnten, während Zehntausende anständiger Mädchen in ihr tatsächlich der Säfteverderbnis anheimfallen.

Meine Gegner werden jetzt vielleicht sagen: „Gleich-

viel. Die Ehemänner, die ihre Frauen anstecken, haben sich eben vorher bei der Prostitution ihre Krankheit geholt." Aber davon ganz abgesehen, daß in Frankreich und auch bei uns viele von ihnen sich nicht bei der Prostitution, sondern wiederum in einer (fremden) Ehe infiziert haben dürften, wie eine bestimmte Kolumne meiner Tabelle auf S. 74 beweist, mache ich mich anheischig, den Nachweis zu führen, wie durch Sudelei und schlechte Gewohnheiten innerhalb der Ehe, — wie in jeder andern sexuellen Gemeinschaft nach Art einer Ehe, — Geschlechtsleiden entfacht und an Außenstehende weitergegeben werden können.

Nehmen wir eine ursprünglich ganz robuste Bauernfrau, die aber einen zwar gleichfalls gesunden, doch unreinlichen Mann hat und sich selber grundsätzlich nicht wäscht, sondern nach jedem abendlichen Umgang mit ihm ein übles, außerordentlich gärungsfähiges Konglomerat von Sperma, Smegma (glandulis) und Vaginalsekret in ihrem Scheidengewölbe die Nacht über beherbergt, so wird im Lauf der Jahre sowohl ihr Gebärmutterhals wie ihre ganze Scheidenschleimhaut in einen chronischen Reizzustand geraten. Sie hat jetzt den „weißen Fluß" und zwar in einer Form, daß ihr Gatte sich längst von ihr zurückgezogen hat und ich auch keinem andern gesunden Manne raten würde, mit ihr in ungespültem Zustande, und ohne eigne sofortige Säuberung, zu verkehren. Knüpft die Vereinsamte in einer schwachen Stunde dennoch ein Verhältnis mit einem Knecht an, der empfänglich ist,

so kann der die schönste Gonorrhoe davontragen, ganz gleich, ob sich in seinem Ausfluß Gonokocken mikroskopisch nachweisen lassen oder nicht. Nimmt dieser Knecht den Ausfluß leicht, weil er ja von einer Ehefrau stammt, und verkehrt nachher mit einer bis dahin ganz gesunden Prostituierten, so steckt er sie an, und in einem solchen Fall ist die Ehe die Quelle von Geschlechtskrankheiten für die Prostitution gewesen.

Jeder Praktiker weiß, daß es, wie Lungenschwindsucht ohne Tuberkelbazillen, so Tripper ohne Gonokocken gibt, ebenso hartnäckig und um nichts angenehmer, als ob im Ausfluß welche zu finden wären. Und namhafte Gelehrte teilen meine Überzeugung, daß bei allen diesen Krankheiten die Differenzierung aus einfachen Formen der Kocken oder Bazillen oder Spirillen zu spezifischen und bösartigen lediglich von der Individualität, von gewissen Eigenheiten des animalischen Nährbodens abhängt, ohne am Krankheitsverlauf selbst etwas Wesentliches zu ändern. Eine „gutartige" Lungenschwindsucht gibt es ebensowenig wie eine „gutartige Gonorrhoe".

Der unwissenschaftliche, parteidoktrinäre Satz von der Prostitution als „alleiniger Quelle" der Geschlechtsleiden ist also, falls überhaupt noch ein Fortschritt stattfinden soll, abzuändern in den allgemeingültigen und im Prinzip für jede andre Seuche sich wiederholenden: „Geschlechtskrankheiten entstehen durch unhygienisches Verhalten auf Grund einer Disposition,

die ebenfalls schon durch Zuwiderhandlung gegen die Gebote der Hygiene verursacht war."

Noch keinem vernünftigen Menschen ist es eingefallen, Cholera, Flecktyphus oder schwarze Pocken auf „Unsittlichkeit" zurückzuführen. Der Puritaner Stockwood in London hat sich in Shakespeares Tagen ja freilich zu dem bakteriologisch hochinteressanten Satz verstiegen: „Die Ursache der Pest ist die Sünde, und die Ursache der Sünde sind die Schauspiele; daher sind die Schauspiele die Ursache der Pest." Allein gerade diese Rumpelkammerweisheit immer wieder aufwärmen und zur Anwendung bringen, „Sittlichkeit" empfehlen und Desinfektion verachten wollen? Kein Hygieniker wird mir bestreiten, daß, wenn wir in unsern Städten inbezug auf den Zustand der Kloaken, der Rinnsteine, der Misthaufen und des Grundwassers Sudelköche geblieben wären, also das, was die meisten anständigen, frommen und — nicht zu vergessen — „poetischen" Menschen beim sexuellen Vermischungsakt heute noch sind, wir Jahr für Jahr die schönsten Epidemien erlebt und unsre Mortalitätsziffer wohl niemals von 40—50 pro Mille im Jahr würden herabrücken gesehen haben.

Es ist aber in keiner Weise zu begreifen, warum die heutigen Städter nur ihre Rinnsteine reinigen sollten und sich selber nicht. Bei den alten Griechen, die noch nicht moralinsauer dachten und fühlten, war die Vermischung ein Göttergeschenk, für das als eine der größten Wohltaten und Lebensfreuden man den Himm-

lischen zu danken hätte. Darum eben wurden, sicher bis zum Jahr 600 v. Chr., mit Vorliebe die Heiligtümer von den Pärchen aufgesucht, die Vermischung stets mit einem Waschungsakt begonnen und beschlossen. Die klugen Griechen hatten es also in ihrer Naivität vorausgeahnt, daß Reinlichkeit die stärkste Feindin aller Seuchen ist, und es bleibt in Deutschland nur aus pathologischen Gedankengängen erklärbar, daß man alle Seuchen durch Reinlichkeit bekämpfen will, mit Ausnahme von Syphilis und Gonorrhoe.

Ich werde mich zur Syphilis demnächst in einer Monographie über „die sieben Todfeinde der Menschheit" zu äußern haben. Ihr gegenüber, weil sie dem geübten Auge fast immer leicht erkennbar ist, kann man sagen, daß die polizeiliche Kontrolle der eingeschriebenen Dirnen ihren Zweck erfüllt hat. Viel komplizierter und aufgabenreicher stellt sich jene nicht minder gesundheitsmörderische Seuche dar, die wir Ausfluß (Gonorrhoe) nennen. Ihr sollen daher in erster Linie die Winke gelten, die ich hier zu geben habe.

Denke ich zurück an die Barbarei, die vor etwa dreißig Jahren an Militärlazaretten, die ich nicht näher bezeichnen will, bei der Tripperbehandlung die Regel und in der Privatpraxis mindestens üblich war, so läßt sich der Mißkredit, in den gegen Ende des letzten Jahrhunderts die ganze ärztliche Kunst beim

deutschen Publikum geriet, begreifen. Besonders waren folgende vier grobe Fehler stehend:

Erstens wurden zur Einspritzung kalte Lösungen verwendet. Das ist deshalb eine Roheit, weil die Schleimhaut der männlichen Harnröhre zu den verwöhntesten des ganzen Körpers gehört, da sie fortwährend nur vom blutwarmen Harnstrahl befahren wird, es also gründlich übel nimmt, wenn man ihr kalt kommt. Es ist genau so roh, als ob man Säuglingen, die blutwarme Muttermilch verlangen, kalte Flaschen reichen wollte.

Zweitens wurden immer ganze Spritzen voll in die arme Harnröhre hineingejagt. Dieser Fehler kam daher, daß man augenscheinlich garnicht wußte, wo eigentlich das Trippergeschwür sitzt. Es sitzt aber dicht hinter der Harnröhrenöffnung und breitet sich, was die Palpation der Eichel mit Leichtigkeit feststellen kann, sehr selten weiter als ein bis zwei Zentimeter aufwärts aus. Von da kommt aller abgesonderte Eiter, die ganze übrige Harnröhre ist intakt. Das Spritzen mit übermäßigen Mengen brachte also stets die Gefahr, daß Eiterfetzen, von vorne nach hinten gespült, bisher gesunde Partien der Schleimhaut künstlich, richtiger durch einen Kunstfehler, infizierten.

Drittens wurden Spritzen mit langem Schnabel verwendet, der also genau das bedeckte, was eigentlich hätte bespült werden sollen: das Trippergeschwür, und erst da zu spritzen begann, wo garkeine Veranlassung dazu vorlag.

Viertens glaubte man ein Übriges tun zu müssen und schüttete — nach dem alten Rezept von Dr. Eisenbart: „viel hilft viel“ — zu den an sich schon zu starken Lösungen von schwefelsaurem Zink oder essigsaurem Blei noch einen ordentlichen Schuß Karbolsäure. Das brannte derartig, daß die armen Kerle vor Schmerz brüllten, hatte jedoch vielfach leider eine Gesamtentzündung der Harnröhre mit späteren Verengerungen (Strikturen) zur Folge, die sehr lästig und sehr schwer zu beseitigen sind.

Manche von den robusteren hielten diese Mißhandlung tatsächlich ohne größeren Nachteil aus. Aber wieviele von den andern, die als geheilt entlassen wurden, waren es nur scheinbar! Man hatte ihnen auf die gröbste Weise die Eiterung beseitigt, aber das Gift selbst nach innen getrieben; denn die Gonokocken schlagen diesen Weg mit Vorliebe ein und nisten sich in den Bindegewebsschichten hinter der Schleimhaut fest, um bei irgend einer alkoholischen oder sexuellen Reizung wieder an die Oberfläche zu dringen. Solche Unglücklichen glauben sich ihren zwanzigsten oder dreißigsten Tripper zu „holen“, haben aber in Wirklichkeit immer noch den ersten.

Da behandelte Moses die Seinen weit rationeller, indem er die Flußbehafteten in die Wüste schickte, wo die Sache bei reizloser Kost gründlich auseiterte, dann aber auch erledigt und der Mensch wiederum „rein“ war, ein Weg, den heute die physikalisch-diätetische Heilmethode erfolgreich eingeschlagen hat. Die schlimmsten,

hartnäckigsten Formen jedoch entstehen dort, wo die jungen Leute, weil die Ernsthaftigkeit des Übels noch immer nicht durchschaut wird, sich keine Ruhe gönnen oder gar beruflich gezwungen sind, ihre Dammgegend wie beim Reiten sehr unzuträglichen Anstrengungen und Kongestionen auszusetzen, während alkoholische Lebensgewohnheiten und ein unmodern geleitetes Lazarett das Übel verewigen helfen. Darum pflegt ein garnisonierendes Kavallerieregiment ein hygienisches Passivum für die betreffende Stadt zu bedeuten.

Für jede Prophylaxe aber sind leider von Anfang an die Schwierigkeiten groß. Das was praktisch und nutzbringend ist, was einem Arzt infolge beruflicher Gewöhnung sofort einleuchtet, widerstrebt vielfach den jungen, nicht medizinisch geschulten Männern und begegnet vollends einer fanatischen, — oft leider nur zusehr motivierten und behufs Verhehlung erzeigten, — Opposition vonseiten der Fräulein. Trotzdem muß das einzig Richtige ausgesprochen werden: es empfiehlt sich innerhalb des Gebietes käuflicher Vermischungen unter allen Umständen eine Lokalinspektion. Gröbere Störungen fallen auch dem Laien sofort auf. Dort aber, wo die Mädchen sachlicher denken als bei uns und vollends die Dirnen jede Prüderie für lächerlich halten würden: in Nordamerika, untersuchen ihrerseits mit einem höflichen: „you will allow, sir“ in sämtlichen Häusern sämtliche Insassen jeden ihrer Kontrahenten,

und daß rücksichtslos der Verdächtige abgelehnt wird, ist einer der Gründe, weshalb Amerika und auch Japan nicht annähernd so wie wir unter Geschlechtskrankheiten zu leiden haben. Ja man kann sagen, daß die Frage der Bordellärzte, mit der sich hierzulande die Leute noch abquälen, in den Vereinigten Staaten durch die Mädchen selbst großenteils gelöst worden ist.

Freilich gibt es auf weiblicher Seite gewisse Leiden, die von außen überhaupt nicht erkennbar sind und von denen der chronische Gebärmuttertripper am häufigsten und gefährlichsten ist. Die Infektion mit Fluß erfolgt ja beim Weibe keineswegs immer im Scheidenvorhof, und an der Harnröhrenmündung wie beim Manne. Die Männer, die an einer chronischen hinteren Urethritis leiden, also vorn garkeinen Ausfluß mehr haben, ejakulieren ihr Gift mit dem Sperma zugleich, stecken beim Schluß des Aktes die Spitze des Gebärmutterhalses an, und dort etabliert sich nun weiblicherseits eine schleichende, meist mit Gonokocken geschwängerte Absonderung, mit der dann wiederum andre Männer während des Aktes in Berührung kommen.

Solche Katarrhe sind nur dem Arzt vermittels des Gebärmutterspiegels erkennbar. Viele Mädchen, die für bleichsüchtig gelten, leiden an ihnen, sind, zumal wenn sie nicht der Prrostitution angehören, für keine Untersuchung und Behandlung zu gewinnen, können aber ihrerseits, wenn sie heiraten, den gesunden Ehemann infizieren. Meist freilich ist die Sache umge-

kehrt, und gerade dieser chronische, äußerst heimtückische Fluß liefert jene Fälle, wo der robuste Übeltäter sich nachher auch noch beschwert, er habe „eine kranke Frau"; immer sei sie krank.

Aus dem Gebärmutterhals kriecht nämlich die Entzündung innen im Lauf der nächsten Wochen an der Schleimhaut weiter bis zu den kleinen Seitenöffnungen, mit welchen die sogenannten Eileiter in die Gebärmutter münden, durch die Eileiter dann manchmal auf beiden Seiten, manchmal nur auf einer Seite bis zu den sogenannten Muttertrompeten, die sich nach der Bauchhöhle öffnen. Da sickert nun langsam, langsam ein Tropfen gonorrhoischen Eiters nach dem andern in die Falten des Bauchfells hinein und erregt unter großen Schmerzen kleine, umschriebene Entzündungen, die sich nicht selten zu einem Abszeß vereinigen, der in günstigen Fällen nach dem Mastdarm, zuweilen auch nach der Blase durchbricht und bei Schonung ausheilt, zuweilen sich aber durch die Eileiter rückwärts in die Gebärmutter entleert und immer neuen Nachschub sendet. Solche armen Frauen sitzen kreidebleich herum, klagen stets über Seitenweh, dürfen keine Treppen steigen, können nichts heben und verlieren stoßweise große Mengen von Fluß, bis sie entweder operiert werden oder sonstwie durch Schwitzkuren und kreuznacher Bäder zur Gewebsreinigung gelangen.

Nicht immer freilich kommt es zu dieser Eierstocksentzündung und Abszeßbildung, oft bleibt der chronische

Tripper auf den Gebärmutterhals (die vorderste Spitze) beschränkt. Dann etabliert sich in älteren Fällen am Eingang ein glasiges Schleimpfröpfchen, das nichts weniger als harmlos ist, aber für die Opfer mindestens das eine Gute mit sich bringt, daß es jede Konzeption verhütet, weil kein Spermatozoon an ihm vorüber nach innen zur Befruchtung eines Ovulum vordringen kann. Dies, weit mehr als eine sonstige „Degeneration", ist die wirksame mechanische Ursache für die Unfruchtbarkeit älterer Prostituierter. Wenn nun die Jugend von gewisser Seite gerad auf solche alten Vetteln als die weniger gesundheitsschädlichen aufmerksam gemacht wird, so haben sich hier Moral und hygienische Gewissenlosigkeit wieder einmal schwesterlich die Hand gereicht. Da derartige Veteraninnen kein Verlangen einflößen und keine wirkliche Sättigung zu gewähren vermögen, so wenden sich viele Jünglinge tatsächlich nach einer einzigen ekelhaften Erfahrung, mit dem Gelübde: sie nie zu wiederholen, der Onanie und Päderastie zu, die ihnen ja sogar von namhaften Gelehrten wegen ihrer „Vorzüge vor der Prostitution" empfohlen worden sind. Auch gibt es im nordwestlichen Deutschland eine vorher schon durch ihre Muckerei verrufene ländliche Ecke, wo die jungen Leute, ihren Seelsorgern allzugläubig folgend, sich zwar des Umganges mit Mädchen enthalten, aber desto ausgiebiger der Onanie widmen. Diese Gegend bildet jedoch den Kummer unsrer Aushebungsoffiziere.

Bedauerlich ist es, daß praktische Ärzte sich hier ins

fromme Schlepptau haben nehmen lassen. Denn wenn auch in den Vormittagsstunden, wo die polizeilichen Untersuchungen zumeist stattfinden, die Absonderung wie bei allen chronischen Katarrhen am geringsten ist und viele erfahrene Dirnen außerdem durch Einspülung und sonstige Manipulationen (mit Schwämmen usw.) jenen Pfropf zu beseitigen wissen, so ist er doch in den Nachtstunden mit Sicherheit wieder vorhanden und steckt an, ob Gonokocken vormittags am Gebärmuttermunde zu finden waren oder nicht. Sämtliche lokale entzündliche Absonderungen werden gefährlicher und hitziger während des Aktes, der das Blut nach jenen Organen zieht, gerade wie der Schlange auch erst, nachdem sie gereizt wurde, das Gift in den Zahn schießt. Daher die wichtige Beobachtung, daß schnelle und genügsame Abfertigung am ehesten immun bleibt, dagegen Wiederholungen gefährlich sind, weil beim zweiten oder dritten Koitus erst Infektionsstoffe auftreten, so daß häufig der erste Kostgänger einer kranken Person gesund blieb, sein unmittelbarer Nachfolger jedoch sich infizierte. Daß der Vermischungsakt auf das ganze System verändernd wirkt, merkt man selbst an dessen Parasiten; denn die pediculi pubis liegen wochenlang ruhig eingefilzt, bis sie plötzlich während jener Minuten aufgeregt werden und ihnen die waghalsigsten Kletterkünste von einem Haarboden auf den andern hinüber gelingen. Wenn die Herren von der strengen Observanz nicht so verstrickt in ihren Aberglauben wären, als ob von den Mikroben allein alles

abhinge und jeder andre Umstand nebensächlich sei, dann müßten sie es längst bemerkt haben, wie gefahrbringend alte Dirnen für jeden Umgang sind. Ist es richtig, daß Syphilis zumeist von ganz jungen, vernunftlosen Anfängerinnen verbreitet wird, so lehrt die Erfahrung, daß die angejahrten nächtlichen Herumtreiberinnen, weil fast jede von ihnen einen chronischen Gebärmutterkatarrh hat, die Gonorrhoe im Lande vervielfältigen, zumal sie fast nur von Trunkenen benützt wurden.

Diese Zeilen waren kaum niedergeschrieben, als ich im zweiten Bande der „Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", in einem Aufsatz von Dr. Gustav Bärmann folgenden, meine Behauptungen bestätigenden Eintrag fand: „Bröse beschreibt vier Fälle von Gonorrhoe des Mannes, bei denen die Infektion durch die Ehefrau sicher(fest)gestellt war, obwohl sich bei den mit chronischem Cervikalkatarrh und z. T. Adnexerkrankung behafteten Frauen Gonokokkem trotz häufiger mikroskopischer Untersuchung nicht nachweisen ließen." Der einzige Schluß, den diese von einem bekannten Gynäkologen herrührende und sich mit anderweitigen Beobachtungen deckende Mitteilung gestattet, kann nur folgendermaßen lauten: Es gibt bei Prostituierten überhaupt keinen „harmlosen" chronischen Gebärmutterkatarrh, weil die Nichtanwesenheit von Gonokocken rein garnichts beweist. Obwohl jene Mitteilung aber schon 1904 erfolgt war und Dr. Bärmann keinen Versuch macht, sie anzufechten,

ist ihr nicht nur nicht nachgeachtet worden, sondern der Referent selbst sagt in dem gleichen Aufsatz, ein paar Seiten weiter: „Andrerseits werden natürlich so und so oft Prostituierte ins Hospital geschickt, die zwar klinisch chronische Urethritis und Endometritis aufweisen, aber trotzdem gonokokkenfrei sind; es geschieht dies vornehmlich bei den so häufigen chronischen, nicht mehr infektiösen Cervikalkatarrhen.“ Wie mag eine solche Behauptung nur gewagt werden? Sie beweist mir, daß die im Kokkenwahn Befangenen selbst gegen Tatsachen, die sie garnicht einmal anzweifeln, blind sind, sowie daß jede auf solchen falschen Prämissen basierte Empfehlung alter Dirnen leichtfertig ist, endloses Unheil schon angericht hat und weiteres anrichten wird, falls man sich nicht endlich die Kokkenbrille abnimmt.

Vermag sich nun der junge Mann vor Ansteckung beim Akte selbst zu schützen?

Da kommen zwei Arten von Manipulationen in Betracht, die sich scharf unterscheiden: die vor dem Akt, und die nach dem Akt. Sie unterscheiden sich deshalb, weil nach dem Akt die männliche Stimmung umschlägt. Wer die beiden Bilder von Hogarth, die das Vorher und Nachher kontrastieren, kennt, wird mich verstehen. Vorher ist der Mann stürmisch, aber die — in diesem Fall nicht käufliche — Schöne will nicht warm werden. Nach dem Akt

will sie nicht aufhören, aber der Mann ist gleichgültig. Ebenso finden wir im „Reigen" von Schnitzler vor den Gedankenstrichen die Stimmung des Mannes werbend, feurig, schmeichelnd, keck; nach den Gedankenstrichen spöttisch, kalt, nüchtern. Daraus ist soviel zu entnehmen, daß hygienische Manipulationen nach dem Akt keinesfalls einer vorhandenen Stimmung widersprechen können.

Daß sie es vorher tun, wird behauptet. Bei manchen Männern soll der bloße Gedanke an Vorsichtsmaßregeln einen Sexualekel und faktische Impotenz hervorrufen. Solche Zartheiten mögen vorkommen, doch wird ihre Bedeutung einigermaßen durch die enorme Ausdehnung der betreffenden Industrie widerlegt, die ausschließlich den Manipulationen vor der Vermischung dient. Es handelt sich bei den Männern um die bekannten Condoms entweder aus Gummistoff oder aus Fischblase, die, vor dem Akt angelegt, sowohl Ansteckung wie Schwängerung verhüten. Sie haben zweifellos viele, viele Millionen vor Lues und Gonorrhoe bewahrt.

Der Franzose Ricord hat freilich, wohl nicht ganz ohne Neid auf die englische Erfindung, diesen Schutz bekanntlich durch das Epigramm zu diskreditieren gesucht: er bedeute „einen Panzer gegen die Liebe, ein Spinnweb gegen die Syphilis." Das erste trifft nur für sehr billige, rohe Gummifabrikate zu; das zweite ist mit Sicherheit falsch. Natürlich vermag ein Condom nicht auch den Skrotalsack noch zu schützen, an

dem ja — äußerst selten — Geschwürsübertragungen gleichfalls vorkommen; dann muß man das Präservativ aber auf andre Weise ergänzen, nicht es gänzlich verwerfen. Ich habe wenigstens noch nie gehört, daß man Behrings Heilserum verworfen und widerraten hätte, weil es von 100 gespritzten Diphtheriekindern stets nur etwa 86 zu sichern pflegt. Warum also abschrecken und immer nur abschrecken, wo man doch froh sein sollte, überhaupt etwas zu haben? Gute Condoms wären zu teuer? Eine halbe Mark bis eine Mark das Stück? Ich fürchte, die Syphilis wird jedem Infizierten im Lauf der Jahre ganz erheblich kostspieliger. Und wie stellt sich Prof. Touton, wenn ich fragen darf, zum Aussaugen von Schlangenbissen unmittelbar nach der Verletzung, dem bisher immer noch wirksamsten Mittel, um das Vordringen des Giftes in die weitere Blutbahn zu verhindern? Wird er da auch zu dem Verwundeten sprechen: „Junger Mann, lassen Sie das ganz bleiben? Bevor nicht von hundert Gebissenen immer alle hundert durch Aussaugung gerettet werden, muß ganz davon abgeraten werden? Enthaltung von Schlangen ist das einzig Richtige??“

Ausspülungen, auch die einfachsten, werden jungen Ehefrauen zuweilen, und von gewissen Geistlichen sogar sehr energisch, untersagt, weil sie Nachkommenschaft verhinderten. Ach wie froh würden die Be-

kennerinnen der freien Liebe und auch die schon „verkinderten" Frauen sein, wenn die Besorgnis einen Grund hätte, daß mit Wasser die Konzeption zu verhindern sei! Doch es trifft nicht zu. Eine sorgfältige Waschung und Spülung der Prostituierten aber ist zunächst vor dem Akt unter allen Umständen ratsam und sehr oft nützlich, wenn sie natürlich auch keine volle Sicherheit gegen Gefahr bieten kann.

Nach dem Akt handelt es sich um Waschung und Desinfektion am eignen Leibe. Wie wichtig und heilsam die allereinfachste Säuberungsmöglichkeit, durch den absoluten Wegfall gärungsfähiger Absonderungen und Ablagerungen an der Gliedhaut ist, beweist der gewaltige Unterschied zwischen beschnittenen und unbeschnittenen Soldaten der englisch-ostindischen Armee. Die unbeschnittenen Europäer erkrankten an Geschlechtsleiden überhaupt mehr als doppelt, an Luës fünfmal so häufig wie die beschnittenen Mohammedaner.

Darum sollte jeder junge Mann sich sauber und gründlich im eigensten Interesse nach, aus Rücksicht auf sein Mädchen aber schon vor der Vermischung waschen, gerade wie Reinlichkeit auch sonst noch niemals eine Feststimmung gestört hat, sondern zu ihren herkömmlichen Vorbereitungen gehört.

Dazu tritt nun seit etwa dreißig Jahren die Möglichkeit einer Desinfektion.

Um diese zweckmäßig auszuführen, muß man mit den nötigen, höchst einfachen Utensilien versehen sein. Es genügen ein Fläuschchen Watte, das man im Brief-

umschlag bei sich führt, und eine Sublimatlösung von 0,5 auf 1000. Drei bis fünf Gramm reichen für die gesamte Waschung hin. Das ganze Verfahren kostet jedesmal ein paar Pfennige.

Hier sind nicht die sogenannten (meist roten) Sublimatpastillen gemeint, die in das Waschwasser geworfen werden und sich einer ziemlichen Popularität erfreuen sollen. Erstens wegen der unkontrollierbaren Lösungsverhältnisse, dann aber auch wegen seiner Oberflächlichkeit, ist diese Prozedur verbesserungsbedürftig. Ein getränkter Wattebausch, mit dem getupft und gerieben wird, bringt den rettenden Stoff natürlich durch Druck in eine viel intimere, wirksamere Berührung mit etwaigen Wunden.

Will man ganz rationell verfahren, so muß eine Desinfektion gegen Luës die gesamte Gliedhaut und auch den Skrotalsack decken und keine Hautstelle auslassen. Das Gift selbst, auf einer gesunden, intakten Oberhaut abgelagert, bleibt unwirksam. Aber bei der enormen Spannung, der die Oberhaut des Membrum während des Aktes ausgesetzt ist, bilden sich allerlei minimale Einrisse (Schrunden) und Auseinanderzerrungen der Hornschicht, und in irgendeine dieser allerkleinsten Lücken der Epidermis wird bei der Friktion etwa vorhandenes Gift eingescheuert. War der Einriß gerade tief genug, um die Saftbahn des Körpers zu öffnen, so besteht nun die Möglichkeit, daß die männliche Lymphe mit dem Gift in Berührung tritt. Darüber vergehn jedoch stets Minuten, vielleicht sogar

Viertelstunden, eine höchst kostbare Frist, die der Saubre und Wachsame benutzen kann, um den Ansteckungsträger wegzutrocknen oder wegzuwaschen, während der Schmutzige und Faule den bösen Feind ruhig in seine Säfte vordringen läßt.

Vor Sublimatlösung aber schwindet auch die Spirochaete pallida, die Luës zu erzeugen vermag, einfach hin. Sie ist mit Sicherheit faßbar, da es sich ja nicht um eine in die Nervenbahnen hineintelegraphierte Vergiftung (wie durch Blausäure) handelt, sondern zunächst wie bei jeder andern Verwundung, was der einfachste Schnitt in einen Finger lehrt, der Saftstrom von innen nach außen drängt. Immer vergeht einige Zeit, bis die rückläufige Bewegung platzgreift, ausgetretene Lymphe infiziert und nach innen gesogen ist. An den Extremitäten kann man es häufig mit bloßem Auge wahrnehmen, wie langsam die Entzündung der Lymphgefäße vorwärts kriecht.

Experimente mit Ratten und Starrkrampfbazillen beweisen gegen die Länge der Infektionsfrist rein garnichts; Menschen sind keine Ratten, und die Vorläufer einer zunächst lokalen Geschwürbildung sind anders als die eines Starrkrampfes. Ebensowenig sind künstliche Einschnitte behufs der experimentellen Vergiftung in Vergleich zu ziehen mit jenen allerfeinsten, garnicht einmal blutenden Schrunden, die das Schanker- und Syphilisgift empfangen. Volle Beweiskraft in diesen Dingen käme nur Versuchen am Menschen selber zu. Man nehme zehn geschlechtskranke Frauenzimmer und

lasse mit ihnen zehn junge Männer in beiderseits ungewaschnem Zustaude unter Ausschluß aller Vorsichtsmaßregeln, zehn andre von gleicher Körperverfassung andern Tags mit denselben Frauenzimmern gesäubert und gespült, mit nachträglicher Waschung und Desinfektion verkehren, dann allenfalls ließen sich Schlüsse ziehn. Aber ein solches Experiment verbietet sich von selbst, da kein Vernünftiger sich dazu hergeben würde. So müssen wir uns auf die Lehren der Erfahrung zurückziehn, die freilich durchaus, von Analogien mit andern Seuchen garnicht zu reden, für Säuberuug und Reinlichkeit im Prinzip sprechen.

Da nach der Detumeszenz die Spannung der Oberhaut nachläßt und vollends mit unbewaffnetem Auge nirgend eine Schrunde an ihr zu erkennen ist, so muß zur Säuberung die Haut wiederum angespannt werden, was ganz leicht gelingt. Ich bin überzeugt, daß manchmal schon einfache Waschungen mit Wasser und Nachtrocknungen mit Watte genügen, um die Gefahr der Luës zu beseitigen.

Das Trippergift aber vermag wegen der prallen Anschwellung auch der Harnröhrenschleimhaut bei der Erektion, weil die Lichtung nun völlig verschwunden und die Wandungen fest aufeinandergepreßt sind, unter keinen Umständen ins Innere vorzudringen, sondern haftet an oder unmittelbar hinter der Harnröhrenöffnung und kann hier vernichtet werden, falls überhaupt für hygienisches Denken die nötige Bildung vorhanden ist. Wer sich vergegenwärtigt, welch eine

Fülle gräßlicher Unbequemlichkeiten, welche Kraftherabsetzung und Behinderung, zumal bei jungen Leuten, die im Beruf tätig bleiben sollen, mit einer Gonorrhoe verbunden sind, wie schwer sie verschwindet, wie selten sie völlig ausheilt, wie häufig sie später Familienglück aufhebt und Nachwuchs gefährdet, für den sollten ein paar Sekunden nicht zuviel sein, wenn er damit jede Gefahr ausschließt. Er braucht nur unmittelbar nach dem Akt die jetzt leicht auseinanderzuklappende Harnröhrenöffnung zuerst mit einem trocknen Wattebäuschchen, dann mit einem sublimatgetränkten gründlich auszutupfen, — und jeder Gonokock ist getötet, bevor er sich in den Schleimhautbelag einfilzen konnte.

Auch die Natur wäscht ja, sie wäscht mit dem Harnstrahl. Durch ihn, über den im wichtigsten Moment leider nicht alle Konstitutionen verfügen, sind Millionen und Abermillionen von Trippern verhütet worden. Er schwemmt die Gonokocken hinweg, die sich an der Mündung angesammelt hatten. Nur ist kein voller Verlaß auf ihn, Sublimat ist sicherer. Viele Klienten haben mir gedankt, weil sie früher fortwährend „hineinfielen", doch, seit sie sich zweckmäßig säubern lernten, ihnen nichts Übles mehr zugestoßen sei.

Leider scheint meine so einfache Methode gerad in wissenschaftlichen Kreisen unbekannt zu sein. Was ich im Januarheft der „Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" in dem schon angeführten Aufsatz von Professor Touton lesen mußte, zeigt mir, daß manche Spezialisten heute noch im Unklaren darüber

sind, wo die Gonokocken anpacken und wo wir sie fassen können. Man vermutet sie immer noch in der Länge der Harnröhre und appliziert deshalb post coitum „Instillationen" und „Injektionen" von qualitativ und quantitativ so roher Unzweckmäßigkeit, daß „chronische Reizurethritis mit Infiltration, die beginnenden Strikturen gleichzusetzen sind", hieraus entstehen. Man hat also scheinbar seit 1880 in dieser Hinsicht noch rein garnichts hinzugelernt. Ich frage: wenn man schon, was ja passieren kann, etwas ganz Verkehrtes vorgenommen hat, wie mag man dieses Törichte nachher auch noch als das einzige hinstellen, das überhaupt gemacht werden könnte? Und da es zum Schaden ausschlägt, „alle diese" Verhütungsmaßregeln ablehnen??

Falls die Griechen Sublimat schon gekannt hätten, würden sie sich mit Sublimat gewaschen haben. Warum wollen sich die Deutschen im allgemeinen nicht waschen, selbst wenn sie wissen, daß es zweckmäßig ist?

Da spielt zunächst jener unbelehrbare deutsche Idealismus hinein, den man vielleicht noch richtiger Mangel an Wirklichkeitsliebe nennen könnte. Solche jungen Leute bilden sich dann ein, die Prostituierte, die sie sich kaufen, sei trotz momentaner Geldverlegenheit selbstlos hingebungsvoll, und die Vielbeschmutzte, die sie sich irgendwo aufgelesen haben, ein Born der Tugend und Reinheit, daher jede Vorsichtsmaßregel beleidigend.

Man muß an solchen älteren „Idealisten" nur einmal die Empörung haben auflodern sehn, bei der Zumutung, sich zu säubern. Sehr charakteristisch klingt mir aus früheren Jahren im Ohr auch die verächtliche Äußerung einer Berlinerin, die sich u. a. des Umgangs mit einem jetzt hohen Hierarchen zu erfreuen hatte: „Ach der! ... Der will immer geliebt sein!" Der hat sich sicher auch nicht gewaschen, um nicht „die Poesie" seiner käuflichen Freuden zu trüben.

Mit den deutschen Mädchen steht es noch schlimmer. Es ist das ein sehr trauriges Kapitel, das ich nur deshalb nicht ausführen will, weil ich weiß, welche Sklavinnen der Gewohnheit einerseits, was für hartnäckige Illusionärinnen andrerseits unsre liebenswürdigen deutschen Frauen sein können. Alle schönen Leserinnen sind selbstverständlich ausgenommen; alle Anwesenden besitzen ein Bidet. Unsre jungen Weiber im allgemeinen aber waschen sich ungern am Schoß, weil ihre Mütter sich ebenfalls nicht gewaschen hatten, oder doch höchstens nach der Periode, Scheuerteufel überall, außer am bedrohten Punkt. Falsche Erziehung, Unkenntnis, Verträumtheit und Eigensinn spielen mit. Nur die Sensationen, die der Vermischungsakt auslöst, sind bestenfalls erwünscht; alles andre ist langweilig, abstoßend, widerwärtig; man will nichts davon hören, das gilt für schämiger.

Darum weiß ich sehr wohl: Waschungen am Schoß

in unsre weibliche Hygiene einführen zu wollen, bedeutet ungefähr soviel, als wenn die Deutschen sich noch niemals den Mund gespült hätten und man ihnen plötzlich Zahnbürsten aufdrängen wollte. Beide Spülungen haben den Zweck der Beseitigung von faulfähigen Resten. Nur daß die Unterlassung am Schoß unendlich viel gemeingefährlicher ist. Wir buchen heut auf 600 000 ansteckende Lungenkranke 700 000 ansteckende Geschlechtskranke jährlich. Warum will man da dem Übel nicht zu Leibe gehen, wo es entsteht? In Griechenland wurden reifgewordene Mädchen von den Matronen selbst, bei den Tempel-Mysterien, in die wichtigste Angelegenheit alles Lebens eingeweiht und darin unterwiesen, wie die Sache gemacht werden müsse, wie man sich dabei zu verhalten habe. Alle Tempeldirnen aber waren selbstverständlich geübt und eingeschworen zur Vermeidung von Geschlechtsleiden.

Die deutsche Prostitution könnte etwas ähnliches werden, wie auf tuberkulösem Gebiet unsre Lungen-Heilstätten: eine hygienische Schule zur Verbreitung gesunderhaltender Sitten. Wie bei dem an sich unerfreulichen Aufenthalt in einer solchen Heilstätte die Insassen es doch lernen, ihren Auswurf unschädlich zu machen und nicht länger die Atemluft ihrer Mitmenschen zu verpesten, so könnten unsre berufsmäßigen Dirnen, die selbst den größten Vorteil davon haben würden, Lehrerinnen der zweckmäßigen Säuberung sein. Diese Schule fehlt; es fehlt jeder Ansatz dazu; es fehlt, wenn ich die sehr erfreulichen und, wie man

hört, auch erfolgreichen Maßregeln unsrer Marine-Sanität sowie einen wohlgelungenen Versuch des Polizeiarztes Dr. Rau in Essen a. d. Ruhr ausnehme, jede Lust zu einem solchen Ansatz. Und das, obschon Tatsachen bekannt geworden sind, die jene Lust unbedingt hätten wecken müssen. Ich erinnere hier nur an den Bericht von Roux über die importierten japanischen Prostituierten im französischen Tongking. Diese kleinen „Musmes" waren die Sauberkeit selbst, weshalb in ihren Reihen der sogenannte weiche Schanker fast niemals vorkam. Der grassierte dagegen unter den schmutzigen anamitischen Dirnen. Warum also sollte die Disposition für Syphilis nicht ebenfalls durch Reinlichkeit einzuschränken sein?

Den Schwärmern im Lande freilich ist, das merkt man ja mehr und mehr, an der Austilgung der Geschlechtskrankheiten überhaupt garnichts gelegen, sowenig wie den Beratern der Maria Theresia; Syphilis und Gonorrhoe sind im Gegenteil Betriebsmittel, die man ungern missen würde. Geschlechtsleiden soll es geben, als „Geißel Gottes" und als „Strafe" für solche Weltkinder, die sich mit dem „Fleisch" eingelassen haben.

Die Kraft und Leistungsfähigkeit eines Gewissens, das die Möglichkeit, irrender Jugend zu nützen, mit solcher Grazie verscherzt, sind anstaunenswert. Indessen ist man ordentlich erfinderisch gewesen, um sich gegenseitig in der Idee der Unsauberkeit zu bestärken, wie die seltsame Legende von einer „Fettschicht" be-

weist, die das Membrum des Mannes nach dem Akt bekleiden und jede Desinfektion vereiteln soll. Da seine eignen Talgdrüsen hierzu nicht ausreichen, es auch in der gesamten Naturgeschichte keine weiblichen Schleimhäute gibt, die Fett absondern, so lag vielleicht nur die Verwechselung mit andern Säften vor; vielleicht auch hatte man sich zur Exemplifizierung die ältesten und schmutzigsten Dirnen ausgesucht, die sich mit Vaselin einsalben, weil sie entweder schon wund sind oder es zu werden fürchten. Selbst dann genügen solchen Männern, die der Reinlichkeit noch keinen Krieg auf Lebenszeit angesagt haben, Wasser und Seife, um der Desinfektion das Feld zu ebnen. Es ist aber um so unsachlicher, diese Waschungen zu widerraten, als ja vielfach das Gift zunächst garnicht einmal an einer vorhandenen Schrunde der Oberhaut abgelagert wurde, sondern sich irgendwo neben der gefährdeten Stelle aufhält und erst nachträglich wegen mangelnder Säuberung durch eine sogenannte „Schmierinfektion" in jenen kleinen Oberhautritz verschleppt wird. Um allen solchen Möglichkeiten vorzubeugen, bleibt Waschung im unmittelbaren Anschluß an den Akt das einzig Rationelle.

Eines schickt sich freilich nicht für alle; Sublimat ist für die derbe Oberhaut gut erträglich, reizt aber, wenn mehrmals hintereinander angewendet, die Schleimhaut auch der männlichen Harnröhrenöffnung

zuweilen derart, daß sie ein paar Tage lang karmesinrot ausschaut, übrigens ohne weitere Folgen. Bei der großen Schleimhautfläche, die durch eine Ausspülung der weiblichen Scheide mit Sublimatlösung in Berührung kommt, wird jedoch zuviel Sublimat aufgesogen und verursacht besonders gern im benachbarten Mastdarm böse Quecksilbergeschwüre. Ebenso bin ich überzeugt, daß viele chronische Katarrhe heutiger Frauen, die in gynäkologischer Behandlung sind, und zumal Dirnen, die zur Kontrolle pilgern müssen, vom Gebrauch zu starker desinfizierender Lösungen (Lysol, Karbol usw.) herrühren, durch die die zarten Häute auf die Dauer schwer gereizt werden. Nach meiner langjährigen Erfahrung tun den Frauen wechselnde Spülungen am besten: einmal mit Wasser allein; einmal mit lauwarmer Kochsalzlösung, die aber nicht nach Salz schmecken darf, sonst ist sie schon zu stark und schadet; einmal mit Alaunlösung nach den gleichen Prinzipien; einmal mit Lösung von übermangansaurem Kali, die aber nicht dunkler als eine La France-Rose sein muß.

Diese Ausspülungen sind um so nützlicher, ja sind unerläßlich, weil eben auch bei Männern sich manche sehr ansteckungsfähigen Erkrankungsformen dem Blick entziehen, ihre Träger aber, zumal die roheren, ganz abgeneigt zu sein pflegen, sich vom schwächeren Geschlecht einer Prozedur unterwerfen zu lassen. Hintere chronische Gonorrhoe ist auch vom Arzte nur dadurch zu konstatieren, daß man den Verdächtigen nötigt, in

ein durchsichtiges Glas zu entleeren, und dieses Glas mit dem Inhalt gegen das Licht hält. Dann merkt man an den dünnen, langen, im Harn herumschwimmenden Schleimfäden, daß nicht alles in Ordnung ist und die Fäden es verdienten, sofort auf Gonokocken untersucht zu werden. Aber auch wenn keine Kocken zu finden wären, ist ein Umgang mit solchen Gästen niemals einwandfrei, und es bildet die einzige Rettung vor Gefahr, daß das ganze Scheidengewölbe unverzüglich durch eine Ausspülung mit dem Irrigator in einer ungezwungenen, günstigen Körperhaltung, also am besten auf dem Bidet, gründlich gesäubert wird. Keine Dirne, keine Gattin kann voraussehn, was ihr eines Tages blüht, alle sollten daher mit jenen nützlichen und ganz harmlosen Manipulationen vertraut sein. Nur Ärzte wissen, wie weit zurück hierin die Deutschen sind; es gibt bei uns Millionen von Ehen, in die der Irrigator niemals oder erst bei irgend einer zufälligen Erkrankung seinen, noch dazu ganz unwillkommenen, Einzug hielt.

Um des Mannes willen aber müßten sofortige Spülungen allen Dirnen deshalb zur Pflicht gemacht werden, weil manche von ihnen zwar tatsächlich so kernfaserig sind, daß ihre Schleimhäute jedem Insult widerstehen, aber, wenn sie nicht auf Reinlichkeit halten, sehr wohl Gift vom Vorgänger auf einen Nachfolger übertragen. So kommen jene seltsamen, gut beglaubigten Fälle zustande, wo Mädchen, selber „von Eisen“ und keinem Kontrollarzt verdächtig, trotz-

dem junge Leute anstecken, und gerade diese Fälle sind es, die ganz unbedingt nur durch Reinlichkeit vermieden werden können.

Sehr zu wünschen wäre es, wenn bald ein kräftiges und doch unschädliches Desinfektionsmittel gefunden würde, das den Schleimhäuten unsrer armen Frauen die gleichen Dienste zu leisten vermöchte wie das Sublimat der männlichen Oberhaut. Immerhin sind Waschungen und Spülungen mit Wasser, wenn redlich und komplett angewendet, hundertmal besser als garnichts.

Von den Schmierfinken in erster Linie werden Geschlechtskrankheiten aufgefangen und verbreitet.

Zwölftes Kapitel

Forderungen und Aussichten

Zu oft geht man doch fehl in der Auffassung der Natur, wie wenn die aus lauter Vorzügen für uns bestünde. Es sieht aber ganz danach aus, als ob sie bei der Anordnung des sexuellen Gebietes nicht einmal für den Urzustand ohne Tücke für uns gewesen sei. Allein schon der Umstand, daß beim Knaben die fakultative Geschlechtsreife längst eingetreten ist, bevor die männliche Vollreife zustandekommen konnte, birgt in sich eine Klippe, an der unzählige Millionen gescheitert sind, um nun weit hinter ihrer ursprünglichen Anlage zurückzubleiben. Im späten Mittelalter, als die Fabel aufkam, daß männlicher Same, sobald vorhanden, sich auch entladen müsse, weil er sonst in die Säfte zurücktrete und sie vergifte, wurden in Deutschland schon zwölfjährige Knaben zuweilen zu geschlechtlichem Umgang und seiner regelmäßigen Fortsetzung ermuntert, während erst mit vierundzwanzig der deutsche Mann vollständig ausgewachsen

zu sein pflegt. Kaum besser ist es heut auf diesem Gebiet um das weibliche Geschlecht bestellt. In unsern Großstädten richtet die Masturbation furchtbare Verheerungen unter den Backfischen an. Ja gerade die blühendsten, vollsäftigsten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Mädchen sind es zuweilen, die wegen ihrer frühen körperlichen Entwickelung dem Götzen Moloch verfallen und, nur mit Neugier, nicht schon mit Widerstandskräften ausgerüstet, niemals das Ideal eines durchgereiften Mädchenleibes erreichen. So schilderte mir eine Kokotte ihren Werdegang, der damit begann, daß der Lehrer die Dreizehnjährige in der Klasse wiederholt nachbehielt und sich an ihr vergriff. Aber wenn sie ihn angezeigt hätte, so meinte sie schlau, „dann würd er es ja nicht mehr getan haben."

Ich für mein Teil wüßte nicht zu sagen, was mir einen peinlicheren Eindruck erweckt: ein Schüler, fleischig, mit bleichem schwammigem Gesicht und blauen Rändern unter den Augen, mit fortwährend umschlagender Stimmung, bald aufgeregt, bald hypochondrisch, beim Unterricht unaufmerksam, verträumt, gedächtnisschwach, aber schon sehr der Kneipe zugeneigt; oder ein flinker, flotter Bursch, der jenem Jugendlaster, dem sein oben geschilderter Kamerad anheimgefallen war, zwar glücklich entging, doch beim ersten durch Redereien veranlaßten sexuellen Umgang sofort zum Opfer der Venerie und für Lebenszeit mit ihren Folgen versorgt wurde.

Längst hat man aufmerksam darauf gemacht, daß

für den bedauerlichen Nachlaß an Kraft und Schönheit innerhalb unsrer gebildeten Stände die Gonorrhoe mitverantwortlich sei, die sich mit verschwindenden Ausnahmen, wie durch ein Gottesurteil, jeder Studierte, jeder Leutnant, jeder junge Kaufmann früher oder später zuzieht. Nach einer sehr umfassenden kopenhagener Statistik entfielen auf je 100 Männer im zwanzigsten bis dreißigsten Lebensjahr 119 mal Gonorrhoe und 18 mal Syphilis. Nach Blaschko hat jeder Deutsche, der nach dem dreißigsten Jahr heiratet, durchschnittlich zweimal Gonorrhoe gehabt.

Es ist mir ein Rätsel, wie dem gegenüber gewisse Ärzte die Verantwortung auf sich laden können, jungen Leuten den Beginn geschlechtlichen Verkehrs anzuraten, ohne zugleich die Keimfreiheit der Prostituierten garantieren zu können oder sicher zu sein, daß zweckmäßige Vorkehrungen getroffen werden. Allein ehe ich meine Forderungen für die Prostitution formuliere, ist es vielleicht angebracht, noch einmal an die enormen Schwierigkeiten zu erinnern, die jeder einzigen Regelung, sie möge kommen von welcher Seite sie wolle, im Wege stehn oder gar die besten Absichten in Schaden zu verwandeln drohn.

So hab ich mein historisches Kapitel wohl mit der Aufforderung beschlossen, der Staat möge sich die Dirnen zu Freundinnen machen, damit sie ihm zur Aufrechterhaltung der Volksgesundheit helfen. Indessen Freundschaftsdienste von jemandem heischen, den man offiziell als Feind behandelt und in Verruf tut, ist

das nicht zuviel verlangt? Der Staat müßte, bevor er mit Fug derartiges verlangen könnte, umdenken und gegenüber dem sexuellen Problem eine andre Position beziehen. Aber würde das wieder unsre moralinsaure Gesellschaft leiden? Würde nicht ein Mordgeschrei losgehn? Was würde das Eheprivileg noch bedeuten ohne den komplementären Begriff des Illegitimen, das der innere Ring verachten und beschimpfen darf? Der eigentliche Ehespaß besteht ja darin, den reifen Männern und Frauen, die außerhalb der Ehe miteinander verkehren, Bosheit und „Sünde" vorzuwerfen. Trotz der Bibelforderung: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!" ist das schönste Mysterium der Natur in unsrer gutbürgerlichen Ethik anrüchig; man muß einen solchen Salbader nur einmal gehört haben, wie er das Wort „Unzucht" gleich einer süßen Kirsche auf der Zunge zerdrückt. Wie soll da jemals das Natürliche als selbstverständlich empfunden werden?

Und doch will hiermit begonnen sein, daß man den Makel an sich vom außerehelichen Verkehr nimmt, wenn die Dirnen jemals wieder Zutrauen zum Staat fassen sollen. An der jetzigen Generation freilich ist kaum noch viel zu ändern; ausgestoßen und verroht wird sie gesellschaftsfeindlich bleiben. Aber sie wird auch, aus nur zu triftigen Gründen, Nachwuchs haben, und um den für hygienische Zwecke zu gewinnen, müßte ihm vor allem Raum zum Hausen und Atmen mit gleichem Recht wie in Japan verliehen

werden. Denn es lebt an und für sich schon eine Auflehnung in der Prostitution, vor allem gegen zuviel Erziehung, eine Lust, der guten Gesellschaft mit ihren unerträglichen Zwangsmaximen ein Schnippchen zu schlagen, daß man diesen Widerspruchsgeist nicht noch durch Rauheit und Ungerechtigkeit reizen sollte. Je wilder und vagabondierender die nächtliche Prostitution, desto gesundheitsmörderischer ist sie auch.

Dann kommen wieder andre und sagen: „Wir sind längst schon zu freundlich. Wir nehmen viel zu zarte Rücksicht auf individuelle Freiheit, unsre Gesetze verbieten uns oft, einzugreifen, wo wir es mit Vorteil fürs Ganze tun könnten und sollten.“ Auch das ist richtig. Ein Dienstmädchen z. B. kann zwanzig Männer syphilitisch machen, man darf nichts gegen sie unternehmen, falls sie es „aus Liebe“ getan und keinen klingenden Lohn für ihre Güte verlangt hat. Man darf sie nach heutigen Gesetzen nicht einmal zwangsweise einer Behandlung und Ausheilung zuführen. Ebensowenig kann irgend ein Mann gezwungen werden, sich behandeln zu lassen, auch wenn man weiß, daß er krank ist und Mädchen angesteckt hat. Nur wegen Körperverletzung dürfen die Ärmsten gegen ihn klagen, was sie jedoch meistens zu tun sich schämen. Wie sollte der Staat mit ihm verfahren?

Ich weiß, man würde mir mangelnde Konsequenz vorwerfen, wenn ich im Namen der Menschenrechte die persönliche Freiheit von Bordelldirnen erweitern, aber

gleichzeitig die meiner männlichen Mitbürger beschränken wollte, weshalb ich diesen einen Punkt nachher mehr nur zur Diskussion stelle, nicht ihn fordre. Juristen müssen uns auch beistehn, gewisse andre privatrechtliche Probleme zu lösen. Schließlich kann aus der ganzen Sudelei ja doch höchstens gewohnheitsmäßige, eingewurzelte Reinlichkeit heraushelfen, klares Bewußtsein ihrer Pflichten und Vorzüge, bis sie automatisch funktioniert und beiden Geschlechtern zum höchsten Bedürfnis wurde, ein höherer Kulturgrad mit einem Wort. Aber nun sehe man sich die Kräfte an, die rückwärts wirken und leibliche Vernachlässigung gar noch als Frommheit loben! So gelangt man fast bei sämtlichen Versuchen, regulierend vorzugehn, schnell vor eine Wand oder in eine Sackgasse.

Man schließt Bordelle — die fluktuierende Prostitution schwillt an.

Man erlaubt und bevorzugt Bordelle — sie nehmen überhand, mit ihnen der Mädchenhandel und ein ausbeuterisches Schmarotzertum.

Man verfolgt den Mädchenhandel — die Händler werden gerissener, die Ware keineswegs seltner.

Man bestraft die Prostituierten — Bürgermädchen treten in die Lücken.

Man bestraft auch Bürgermädchen — Päderastie und Onanie greifen das Mark des Volkes an.

Man gibt die Prostitution wieder frei — der Männerfang vollzieht sich jetzt in Gegenwart ehrbarer Passantinnen.

Man drängt sie zurück und konzessioniert nur sogenannte „Kontrollstraßen" — alle Anwohner sind außer sich, die Beschwerden nehmen kein Ende.

Man gibt allen geschlechtlichen Verkehr frei — da wird auch freie Abortion gefordert.

Man schafft herrliche, vom besten Willen beseelte Gesetze und Einrichtungen — die gewaltige Kapitalkraft, die in dem Betriebe steckt, weiß durch raffinierte Bestechung der niedern Aufsichtsbeamten wie in Frankreich alles Gute zu verhindern, alles Schlechte beim alten zu lassen.

Dies sind nur einige der verwirrenden Alternativen, die sich dem aufdrängen, der auf diesem Gebiet Erfahrung hat. Es wird nun ganz darauf ankommen, was dem einen oder dem andern individuell anstößiger ist. Die infamen Tricks der Bordellverwalter, die es auf irgend eine Weise verstehen, die Mädchen stets in Schulden, stets verängstigt, abhängig und gefügig zu halten, sind ganz und gar ungesetzmäßig, werden aber, obwohl gerichtsnotorisch und auch der Polizei bekannt, von dieser geduldet. Wenn deutsche Bordelldirnen heute so gedankenlos sind, daß sie auch die verrücktesten, haarsträubendsten Bedingungen, wie fünfzehn Mark pro Tag für Kost und Logis (!), ohne Widerspruch hinnehmen; wenn sie ein Kleid, welches man ihnen gestern für zweihundert Mark aufgeredet hatte, nach acht Tagen schon der Wirtin „schenken", weil sie in ihm „kein Glück" haben, und sich ein andres Kleid, welches womöglich eine Kollegin zurückgeschenkt hatte,

für neue zweihundert Mark ankreiden lassen, sodaß sie trotz aller Preisgebung niemals glatt werden, sondern immer mit Hunderten von Mark im Schuldbuch hängen; wenn sie sich auch das noch, was ihnen die Herren „in den Strumpf" spenden, von gierigen Fingern herauskratzen lassen und, um der Leibesvisitation mit Schlägen zu entgehen, es lieber schon gutwillig hergeben; — so ist alles das doch nur deshalb möglich, weil die Mädchen fühlen und wissen, daß sie ausgestoßen sind, daß es für sie im Deutschen Reich kein Recht gibt, daß sie im Ernst keinen Beschützer auf Erden haben, und wenn sie auch das schmutzigste, boshafteste Unrecht erleiden. Die Gesellschaft interessiert sich nicht im allermindesten für den rohen Betrug, der an ihnen geübt wird, sondern lüftet respektvoll den Hut vor dem Gewinn, den der Kapitalist aus diesen Betrieben, oft gar nicht einmal heimlich, zieht.

Gut. Man kommt zur Einsicht, möchte ein Unrecht wettmachen. Selbst die Bordelldirnen „verdienen" fortan. Was geschieht? Die albernen von der Mehrzahl putzen sich wie die Pfingstkühe, wollen im Theater in der vordersten Reihe sitzen, drängen sich überall ein, werfen das Geld mit vollen Händen um sich, werden frech und lärmend. Die kälteren, geschäftsmäßigeren aber etablieren sich, betreiben den Mädchenhandel, werden reich und fassen tatsächlich in der Gesellschaft Fuß. Wir haben es ja erlebt, wie eine solche alte Vettel mit einem hohen Damenorden geschmückt

wurde, weil sie genug „erworben" hatte, um sich bei der Stiftung einer Kirche hervorragend beteiligen zu können. Solche Fälle würden künftig häufiger sein.

Was ist an sich nun widerlicher, die zweite Folge oder die erste? Ein billig denkender, menschlich empfindender Demokrat wird vielleicht sagen: mag die zweite so peinlich sein wie sie will, die Herabwürdigung des Weibes an sich, die Rechtsungleichheit, die Wiederbelebung der Sklaverei sind so schädlich und beleidigend, daß sie unter allen Umständen aufhören müßten. Jede Hebung vollzieht sich wirtschaftlich. Man lasse also den Prostituierten ihren Verdienst, und damit basta! Der bürokratisch erzogene Herrenmensch dagegen dürfte umgekehrt urteilen. Nach seiner geläuterten Meinung können „die Waiber", die er selbst notabene ausgiebig benutzt hat und noch benutzt, garnicht schlecht genug behandelt werden. Es fragt sich hier also nur, auf welcher Seite, auch durch Beherrschung der öffentlichen Meinung, schließlich die Macht sein wird, um sich und sein Prinzip durchsetzen zu können.

Ebensoweit werden die Meinungen darüber auseinandergehn, ob die Prostitution vorzuziehen sei, oder die, wo sie mangelt, sofort grassierende freie Liebe. Warum sollten Mädchen, die durchaus wollen und sich auch nicht gut für etwas andres eignen, daran verhindert werden, sich preiszugeben, vorausgesetzt, daß es im eignen Lande geschieht, wo ein starkes Bedürfnis nach ihnen besteht, und daß sie zweitens nicht so

blöd ruiniert werden, wie bisher? Ich habe die Zahl der wilden Zusammenkünfte, die wegen der Unzulänglichkeit der heutigen Ehe im Lauf jedes Jahres stattfinden, mit nur 156 Millionen verbucht, obwohl es leichtlich 300 sein können. Für meinen Zweck sind 156 Millionen ja mehr als genug. Alles Zetern, alles Predigen, Schikanieren und Strafen ist außerstande, diese Zahl auch nur um den zehntausendsten Teil zu mindern. Es handelt sich lediglich darum, wie jene Summe sich auf Prostitution und freie Liebe quotisiert. Die individuelle Freiheit scheint es zu erfordern, daß reife Mädchen mit sich anstellen dürfen, was ihnen gut dünkt. Ob zugleich auch der Rasse damit gedient sei, wenn sie als ledige, kaum erwachsen, schon den Umgang beginnen, bezweifle ich. Das ist aber gegenstandlos, weil die Statistik lehrt, daß der freien Liebe, um nur allein an München zu erinnern, in einem Umfange gehuldigt wird, daß es überflüssig erscheint, sie noch länger zu fordern. Andrerseits ist, falls die Prostitution ganz freigegeben würde und es gelänge, sie den Ausüberinnen nicht nur lukrativ, sondern auch unschädlich für die Gesundheit zu gestalten, mit Sicherheit zu erwarten, daß die Neigung des weiblichen Geschlechtes, sich auf diese für bequemer geltende Weise durchs Leben zu schlagen, einen unerwünschten Umfang annimmt.

Der einzige Schluß, den diese Gedankengänge zulassen, lautet: innerhalb der Kultur ist das sexuelle Problem überhaupt nicht einwandfrei

lösbar. Das einzige Resultat aus diesem Schluß müßte sein: Vorsicht! Leider sehe ich sie nirgend. Rund um mich her wimmelt es von Leuten, die die ganze sexuelle Frage bis morgen früh zu lösen sich anheischig machen, falls man nur endlich ihr unfehlbares Rezept verwende. Dabei sagen sie nicht etwa: „Wir wollen wieder im Urwald leben. Wir verlangen sechzehn Millionen Ehen in Deutschland und jährlich eine Million neue!" Das hüten sie sich zu tun, weil der Irrsinn dieser Forderungen zu deutlich sein würde. Aber den nicht minderen, nur verschleierten Irrsinn: „Wir fordern Ausrottung der Prostitution!" den verkünden sie laut, und zehntausende moralpaukender Phantasten jauchzen ihnen zu.

Wer hätte nicht schon irgend eine hübsche Gans, die im Leben Schiffbruch litt, mit in die Ferne gerichteten Blicken schwärmen hören: „Ich . . . hatte mir meine Welt zurechtgebaut." Jawohl, in dieser Welt, die es nicht gibt, da ist auch die Prostitution ausrottbar; in der Welt, die existiert und in der ich lebe, ist sie es nicht.

Ich halte innerhalb des ganzen verfilzten und jahrhundertalte Irrtümer samt ihren Folgen weiterschleppenden Problemes nur zwei Dinge für erreichbar:

1. Verhütung von Sklaverei;
2. Herstellung von Reinlichkeit.

Beide sollten zu den Idealen jeder Kultur gehören, haben aber bisher in Deutschland keine hinlängliche Anziehung ausgeübt. Nachdem ich dies mit Bedauern

konstatiert habe, gelange ich nunmehr zur Aufstellung meiner

Postulate:

Geschlechtsleiden sollten genau so angesehn werden wie jedes andre Leiden: als ein Unglück, nicht als eine Schande.

Alle Geschlechtskrankheiten sollten auf Staatskosten unentgeltlich behandelt werden können, weil die Gesellschaft im allgemeinen an ihrer Ausheilung hundertmal mehr interessiert ist als an der jeder andern Seuche. Unentgeltliche Polikliniken sind ja auch von Lesser schon gefordert worden.

Es sollte schlechterdings nie wieder vorkommen, daß Dirnen mit den furchtbarsten „Franzosen“ als unheilbar auf die männliche Jugend losgelassen werden. Gerade die dürften nie wieder verkehren. Denn wenn es „unheilbar“ verpestete Trinkwasserbrunnen gäbe, so würden sie zugeschüttet werden. Genau so sollten Syphilisbrunnen nicht länger für jeden offenstehn, weil die Syphilis weitergegeben wird und in der Ehe nachher an ganz unschuldige Landestöchter kommt.

Darum müssen Asyle für unheilbare Vetteln gebaut werden, wie es Leprosenheime gibt; was auch Blaschko schon vorgeschlagen hat.

Alle alten Dirnen mit chronischem Gebärmutterkatarrh sollten aus dem Verkehr gezogen werden, da sie zwar nicht für Syphilis, wohl aber für die nicht minder furchtbare Gonorrhoe die eigentlichen Pest-

quellen sind, ganz gleich, ob sich in ihren Sekreten Gonokocken finden oder nicht.

Es sollten keine neuen Bordelle mehr aufgemacht werden, weil sie dem Zeitgeist und dem Anspruch aller deutschen Frauen auf Menschenrecht und Bürgerfreiheit zuwiderlaufen.

Dort, wo Bordelle heute noch bestehn, sollten an jeder Tür Tafeln angeschlagen sein, die folgendes besagen: Jede Prostituierte dieses Hauses hat das Recht, jederzeit ohne Kündigung davonzugehn; Schulden gelten nicht, da jede Verschuldung verboten ist. Zuwiderhandlungen vonseiten der Hausverwaltung werden bestraft. Bestraft wird jede Verabfolgung alkoholischer Getränke an die Gäste.

In deutlichen Worten sollte dann die Verpflichtung jeder Insassin zur Säuberung sowohl ihrer selbst wie ihrer Partner, sowohl vor wie nach dem Akt, ausgedrückt, und kurze Anweisungen sollten dazu gegeben werden.

Die Polizei müßte verpflichtet sein, gleich andern Obliegenheiten der Sanitätsorgane auch die Überwachung auf sich zu nehmen, daß diese Tafeln in jedem Zimmer hängen, jeder Dirne bekannt sind und von jeder verstanden werden.

Jede einzige Prostituierte sollte rechtmäßig wohnen dürfen, damit die Prostitution selbst endlich hygienisch werden könnte.

Männer, die von Mädchen als Anstecker denunziert wurden und sich als krank erweisen, sollten ge-

nau so zwangsweise ins Hospital zur Gesundung gebracht werden dürfen, wie heute jeder Choleraverdächtige ohneweiteres der Quarantäne unterworfen wird (vgl. S. 210).

Die Moral mit ihren Begriffen von „Sünde", „Laster", „Strafe" sollte gänzlich und für immer aus der Hygiene herausgeworfen werden.

Unbedingt aber müßten in jeder Stadt, die wirklich etwas auf ihre Gesundheit hält, Freistätten vorhanden sein, wo die Vermischung unbelästigt sich vollziehen darf, weil man ja weiß, daß die belästigte doch irgend anderswo stattfindet, aber dann unter Bedingungen, die der öffentlichen Gesundheit keine Gewähr mehr bieten. Die Aufgabe der Sittenpolizei dürfte also niemals darin bestehen, wollende Pärchen ins Dunkel der Hintertreppen, Garten- und Kirchhofsbänke, Nachtdroschkensitze, Getreidefelder usw. zu reprimieren, sondern im Gegenteil die Möglichkeit herzustellen, daß die Zusammenkünfte rationell und hygienisch erfolgen. Ich freue mich, auch in diesem Punkt mit Professor Blaschko übereinzustimmen.

Die „assignation-houses", deren sich nordamerikanische Groß- und Mittelstädte für unsern Zweck erfreuen, erinnern außerordentlich an die alten Tempelhaine der Griechen. Ob Kontrollstraßen, mit denen man ja in Bremen und Essen einen Versuch macht, etwas Ähnliches bei uns durchweg werden könnten, ist mir aller-

dings nicht sehr wahrscheinlich, weil ganz mit Recht eine wichtige, ja die wichtigste, Vorbedingung des Erfolges darin gesucht worden ist, daß das betreffende Gelände dem Fiskus gehört, sodaß keine neidischen Nachbarn, die das Menschliche hassen, dreinreden können, keine gierige Spekulation mit überhohen Mieten die Mädel brandschatzt.

Zur Fiskalität aber ist uns schon vom großen Karlinger der Weg gewiesen worden. Was dieser fromme, doch höchst natürliche Kaiser vorgemacht hat, dürfen wir ruhig nachahmen. Organisiert also die Dirnen, gebt ihnen eigne Richter und eine Art Selbstverwaltung, gebt ihnen einen konzessionierten Tummelplatz mit fixierter Betriebszeit, unter Ausschluß der Nacht. Dorthin mögen sie kommen, wenn sie wollen, anderwärts wohnen und schlafen. Dann herrscht Ordnung im städtischen Straßenverkehr, und ihr könnt sie besteuern, damit sie nicht zu üppig werden. Das ganze Wesen in solonische Eigenregie zu nehmen, ist eines modernen Staates unwürdig. Doch was Japan kann, sollten schließlich auch wir können. In Berlin sind die Dinge für diesen Fortschritt reif.

Freilich — ein Blick auf unsre Stadtväter, und alle schwellenden Segel sinken zusammen. Was geschieht in Berlin denn z. B. für den Sport? Garnichts. Ihm soll vielmehr nun auch noch das Tempelhofer Feld genommen werden, damit so nach und nach in den steinernen Maulwurfsgängen der Stadt alle Jugend ersticken kann. Und für die Glückswiese Yoschi-

vara sollte Verständnis vorhanden sein? Letzthin sind in einer mächtigen Konkurrenz Pläne für das zukünftige Groß-Berlin eingefordert worden; ich zweifle, ob auch nur ein einziger der preisgekrönten Architekten an eine so nötige Bedürfnisanstalt gedacht hat. Es dürfte wieder einmal die bekannte feine Villa ohne Küche und Klosett hingezeichnet worden sein.

Was aber dann? Verstreute Absteigequartiere haben immerhin vor jeder Kasernierung den eminenten Vorteil, daß sie schlechterdings niemals zu Pflanzschulen der Sklaverei ausarten können. Es wird ganz von der Aufgeklärtheit an leitenden Stellen und von dem vorhandenen Ernst für Volksgesundheit abhängen, ob derartige Niederlassungen erhalten bleiben. Es brauchten ja keine Stätten der Romantik zu sein, sondern es müßte nüchtern und geschäftlich in ihnen zugehn wie anderwärts, wo Geschäfte verrichtet werden, unter Kautelen, die beides gewährleisten: Reinlichkeit und Fernhaltung jeder Ausbeuterei. Richtig angefaßt könnten sie für das Freiwerden von Geschlechtsübeln einen gewaltigen Gewinn bedeuten, — falls nicht schon die bescheidene Erwartung: es möchte für sie, die so innig mit der allgemeinen Gesundheit zusammenhängen, ungefähr soviel Wohlwollen wie für andre öffentliche Bedürfnisanstalten aufgeboten merden, eine Utopie ist, die der Sittendünkel unbelehrbarer, doch mächtiger Obskuranten bald erfolgreich beschämt.

Es spielen da freilich noch andre Ideale hinein. Seit das Schlagwort vom „sich ausleben“ aufkam und in

unsern Städten vielfach schon die Backfische damit beginnen, hat jene Forderung, daß Jünglinge keusch bis zum Ehebett leben sollten, einen ganz besonders pikanten Reiz gewonnen. Denn gerade die Ausgelernten denken sich das himmlisch, wie sie einen unschuldigen Freier, der sich dumm anstellt, in die Schule nehmen werden, und beschäftigen sich schon im voraus mit der reizvollen Frage: „Wie sag' ich's meinem Bräut'gam?"

An und für sich kann ja niemand, — falls die angewendeten Methoden nur wirksam wären, — Schullehrer an der Empfehlung der Sittenstrenge hindern wollen. Denn die Deutschen reifen eben langsamer, als die Griechen es taten, und schaden sich gemeinhin außerordentlich durch zu frühe Nutznießung ihrer sexuellen Sphäre. Auch der Römer Mark Aurel dankt in seinen Selbstbekenntnissen mit gutem Grunde den Göttern dafür: daß es ihm vergönnt gewesen sei, die männliche Vollreife zu erreichen, ohne daß seine Geschlechtskraft bereits angebraucht war. Indessen wirkt erfahrungsgemäß auf die Jugend, die ins Leben treten soll, nichts so wenig wie gerad Empfehlungen und Warnungen. Nur eines vermag sie zu stützen und in Schranken zu halten: gesunde Gewohnheit.

Zu ihr gibt es in unserm Fall für den Durchschnitt zwei vortreffliche Ableitungen von der Prostitution und der freien Liebe hinweg: private Studien und sportlicher Ehrgeiz. Beide Wege werden gemein-

hin vernachlässigt. Man behauptet zwar, den ersten Weg zu weisen, doch Tatsachen widerlegen das überall da, wo man den in den jungen Burschen geweckten Widerwillen deutlich vor Augen sieht, sodaß auch solche, die bei richtiger Handhabung sich vortrefflich für die alte Klassik geeignet haben würden, zuweilen Jahrzehnte brauchen, um den durch die Schule eingepflanzten Ekel zu verwinden und sich aus eignem Trieb jenen herrlichen Stoffgebieten wieder zu nähern. Der zweite Weg aber, der des Sports, ist vielen Direktoren immer noch geradezu verhaßt, weil dann „alles Körperliche eine neue Dreistigkeit gewinnt".

Also bleibt es bei Warnungen, die nichts nützen, und, falls man dies wirklich gemerkt haben sollte, bei „weitgehenden Warnungen", die noch dümmer sind, weil sie geradezu anreizen. Aber das System ist bequem, weil es den Lehrern die Verantwortung abnimmt. Nun wissen es die Buben, nicht wahr? und nun sollen sie sich den Schaden selber zuschreiben.

Das erinnert an die Zeit, als es noch für staatsklug galt, Auswanderer womöglich mit einem Fußtritt aus dem deutschen Leben zu stoßen. „Seht, wo ihr bleibt! Wir wollen nichts mehr von euch hören." Heut geleitet sie die alte Regierung, wenn sie darf, bis zu ihrer ueuen Parzelle, hilft ihnen ein Blockhaus errichten, schützt ihre Rechte, weil man gemerkt hat, um wieviel vorteilhafter für das Zusammenhalten der ganzen deutschen Rasse das ist. Ebenso sollte unsre Jugend nicht schadenfroh ihrem Schicksal überlassen

werden, da sie erfahrungsgemäß strauchelt, sondern es sollte dafür gesorgt sein, daß sie, wenn dieses Unvermeidliche eintritt, mit einer Prostitution in Berührung kommt, die sie nicht auf Lebenszeit unglücklich macht.

Aber da schmeicheln sich die Herren Sittenprediger, wenn sie die Primaner glücklich herbefohlen und „aufgeklärt", die jungen Leute mit Heuchlermienen, — für die sie ja träniert werden, — zugehört haben, einzelne dann gar mit bewegter Stimme Dank sagen für den tiefen Eindruck, den sie davongetragen hätten, schmeicheln sich, sage ich, daß dieser Eindruck auch standhalten werde. Der erste Rausch nach acht Tagen, das erste Zusammensein mit Studenten, die schon alles wissen, läßt jene Worte verwehen, als ob sie niemals gesprochen worden wären. Und was sind auch Ermahnungen gegenüber Naturtrieben? Nirgend erfolgt ihre Regulierung durch Ansprache; nur im Land eines verstiegenen Autoritätsglaubens vermag solche Dickschwätzigkeit, solche Wortüberschätzung zu gedeihen. Wie tragische Verblendung mutet es an, daß jetzt, wo „sexuelle Aufklärung" ein allgemeines Feldgeschrei geworden und überall mit ihr begonnen worden ist, die meistgefährdeten alles mögliche zu hören bekommen, nur nichts Brauchbares, nichts wirklich Nötiges.

Bildet man sich ein, daß unsre Primaner so leicht anzuführen sind? Die Pfiffigen haben es längst schon weg, daß sie bei der neuen Aufklärung genau so angeschwindelt werden wie früher mit dem Storch.

Wenn unsre Damen, mit Ausnahme der unerschrockenen Frau Meisel-Heß und weniger Gleichgesinnter, von dieser ausschließlich „ethischen" Behandlung des Gegenstandes entzückt sind und nur noch von der innern Seife hören wollen, so erinnert mich das einigermaßen daran, wie schon die alten Römer die Seife anwendeten: als Pomade. Der Kosmetik allenfalls dient er, dieser Seelenputz, dem Kosmos nicht. Zwar kann ich es verstehen, wenn die Frauen, die Jahrhunderte alte Unbill zu rächen haben, mit allen Mitteln vorwärtszukommen suchen; man sympathisiert ja auch mit ihnen. Doch warum sollten wir Männer uns darüber hinaus von ihnen düpieren lassen? Ganz undüpiert schrieb mir nach dem Erscheinen meiner kleinen Broschüre „Reinlichkeit oder Sittlichkeit?" ein junger Berliner: „Die Frauen beteiligen sich nie an einer Sache um der Sache willen, sondern um für sich, für ihre Zwecke, für ihre Ziele etwas herauszuholen, d. h. um eine neue Möglichkeit zu finden, sich männliche Kräfte dienstbar zu machen." So stürzten sie sich, da sie die neue männliche Bewegung zur „Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten" sahen, emsig herzu, um ihren eignen Wagen anzuhängen, und haben heute, nach der Meinung von Kennern, die Zügel derart an sich gerissen, daß in jener Gesellschaft die männliche Linie ruhig abdanken könnte, wenn nicht Anzeichen vorlägen, daß sie es längst getan habe.

In der Tat würde auch ich die Suggestivkraft, die

Derartiges fertig brächte, bewundern, denke aber, daß jene Gesellschaft, die bei richtigem Vorgehn so unendlich viel Gutes tun könnte, sich schon noch zurechtfinden wird. Irrtümer sind menschlich und zuweilen sogar durch polemische Kräftigung des heilsamen Prinzipes nützlich. An der Spitze sieht man die vortrefflichsten Männer ihres Faches, Blaschko, Lesser, Neißer u. a., die wissenschaftlich oder praktisch Ausgezeichnetes geleistet haben und noch leisten. Auch nehme ich gern die Gelegenheit wahr, für die mannigfache Information zu danken, die ich immerhin aus ihrer interessanten Zeitschrift habe ziehen dürfen. Ja ich freue mich, hier und da wirklich schon eine gewisse Vorurteilslosigkeit entdeckt zu haben, die einmal soweit ging, ein Merkblatt des berliner Polizeipräsidiums aufzunehmen, obwohl es die Reinlichkeit auf anderthalb Zeilen in allgemeinen Wendungen erwähnte.

Inzwischen ist ein neues Merkblatt desselben Polizeipräsidiums für den Gebrauch der Dirnen erschienen. Viel kürzer und energischer empfiehlt es sofortige „Waschung der Geschlechtsteile mit heißem Wasser und Seife" nach dem Akt, sowie Ausspülung mit einer „rosa" Lösung von hypermangansaurem Kali. Allein ich befürchte, das wird seinem Abdruck in jenem geschätzten Organ doch im Wege stehn. Denn der schon zitierte Aufsatz von Professor Touton, der das jüngste Januarheft beherrscht, ist so waschungsunfreundlich wie möglich. Obwohl er ausdrücklich vom Werte der „Schutzmittel" gegen Ansteckung handeln will, wird

von allem und jedem abgewinkt, weil es keine absolute Gewähr biete. Und obschon auch von Touton anerkannt werden muß, daß zweckmäßige Prophylaxe, z. B. bei unserm ostasiatischen Kommando, durch Auswahl gesunder Dirnen, Kontrolle der Bewerber, Überwachung der Säuberungen und sonstige Vorsichtsmaßregeln, von glänzendem Erfolge begleitet war, fehlt leider jede Anregung, derartige Maßnahmen in passender Weise in unsre zivilen Verkehrsverhältnisse zu übertragen. Nur ein Seufzer war echt: daß er (Professor Touton) den jungen Leuten, die noch „unter der Ägide des Direktors" standen, bei seinem Vortrag unmöglich etwas Praktisches hätte erwähnen oder gar demonstrieren können, weil sonst der Direktor gerufen haben dürfte: „Dann lieber keine Aufklärung!" Hier sehn wir den Vorzug der Alten, die solche Vorkehrungen in ihr Zeremonialgesetz aufnahmen. Unsern Bonzen mangelt nicht nur der natürliche Takt für solche Winke, sondern auch der Wille, diesen Takt jemals zu entwickeln, weil es garnicht wahr ist, daß sie Freunde der Jugend seien.

Ein schlichter Arzt und Literat darf sich allerdings keinen Täuschungen über die Wirkung seines Protestes gegen solche Autoritäten hingeben. Zum Siege kann die Sache der Reinlichkeit nur geführt werden, sobald der erste Geheimrat mit europäischem

Namen den Mut gefunden hat, sich auf etwas so Einfaches und Selbstverständliches zu besinnen.

Die Umschau nach den Früchten der bisherigen Bekämpferei liefert freilich ein klägliches Resultat. Die Prostitution hat, wenn überhaupt, abgenommen durch Zunahme der freien Liebe. Weniger durch Zunahme der Selbstachtung; denn die ist erfreulich gewachsen nur in den Mädchenkreisen, wo Körperkraft und Sinnlichkeit für die Prostitution überhaupt nicht mehr hinzureichen pflegen. Rein garnicht aber hat sie abgenommen durch die aufgewendeten Mittel der Sittenpredigt und Schikane.

Die Geschlechtskrankheiten wieder haben sich nur bei den arbeitenden Klassen erheblich vermindert, weil hier die Mädchen in Erwartung der Ehe soviel gewähren, daß die jungen Männer keiner alten Straßendirnen bedürfen. Dagegen verbrennen sich nach wie vor die Studierten und Besitzenden; an deren unglücklichen Bräuten rächt sich dann die Quellenvergiftung, die man nicht hatte desinfizieren wollen.

Übertragen wir das heut geltende System auf den Unterleibstyphus, so würde folgendes Verfahren für klassisch gelten: man verordnet Enthaltsamkeit von Trinkwasser, weil durch Trinken die Ansteckung erfolgt, verstreut aber die Typhus-Stühle über das ganze Land und verseucht alle Brunnen. Das bedeutet: Enthaltung von der Prostitution predigen, doch den Vermischungsakt millionenmal ungesäubert sich vollziehen lassen. Darum hat auch das, was heut Bekämpfung

genannt wird, sichtbarlich nur den — freilich uneingestandenen — Zweck: nach Austilgung aller Geschlechtskrankheiten die Sudelei beim ehelichen Verkehr zu verewigen. Worauf die Venerie von vorn beginnen könnte.

Deshalb meine Parole: Reinlichkeit! An ihr müssen doch eines Tages die zuschanden werden, die für die sündenlose Jugend des Jahres viertausend arbeiten und inzwischen den Schmutz bekämpfen, aber den Dreck verehren.

Schlußwort

Mit Millionen meiner besten Landsleute weiß ich mich vollkommen einig in dem bedrückenden Gefühl, das der Anblick des Verkaufes weiblicher Tugend erweckt. Aber gerade weil die deutsche Ehe, — etwas Hohes und Heiliges überall dort, wo sie noch normal blieb, — ein so starkes und gefestigtes Institut ist, schien sie mir nicht noch schönfärberischer Lügen zu ihren Gunsten zu bedürfen; gerade weil die Prostitution an sich schon peinlich wirkt, sollte nicht, wie das leider vielfach geschieht, durch Vorenthaltung der Wahrheit der Jammer noch jämmerlicher gemacht werden. Um der Gerechtigkeit willen bin ich in den vorstehenden Kapiteln für die Prostituierten eingetreten, geleitet von einer Ehrfurcht vor Tatsachen, die ich besonders im Frauenlager vermisse.

Die Frauen meinen es herzlich gut, verfahren aber auf diesem ganzen Gebiete zu deduktiv. Sie stellen wunderschöne Grundsätze auf und verstocken sich gegen Realitäten, die das Schema widerlegen. Sie bevorzugen Redner, die das „heikle Thema" der sexuellen Dinge „mit vollendetem Takt" behandeln, auf Deutsch:

von dem, was wichtig und wesentlich ist, darf kein Wort fallen, und was gesagt wird, ist Apfelmus mit Vanilletunke. Daher das bloße Auf-der-Stelle-Treten in der Prostitutionsfrage, seit sie mit ihrer Ethik die Führung an sich rissen, und das ist aufs tiefste zu bedauern, weil die Frauen uns gerade bei diesem sozialen und hygienischen Befreiungswerk großartig beistehn könnten, nicht nur durch ihre vertrautere Kenntnis gewisser Falten der eignen Natur, sondern auch indem sie die gute Sache populär machen helfen.

So wende ich mich nochmals an die besonnenen Männer, denen die Volksgesundheit höher steht als irgend ein taktisches Parteiinteresse. Sie müssen bemerken, daß die Dinge, wenn auch schlimm genug, in Wirklichkeit so schlimm nicht liegen, wie es uns die Prostitutions-Hypochondrie glauben machen will. Schon 1846 war C. Röhrmann, der Berichterstatter über die damalige Aufhebung der Bordelle in Berlin, überzeugt, daß die Prostitution zu den Grundübeln gehöre, die „den Bau des gesellschaftlichen Verbandes untergraben". Dabei findet sie sich im heutigen Innern Afrikas oder Brasiliens bei Stämmen, die kaum aus den Zuständen der Kindheit herausgetreten sein können. Nun, trotz aller jener „Untergrabung" haben wir fünfundzwanzig Jahre später das Deutsche Reich aufgerichtet und sind, immer noch völlig untergraben, in eine Periode unerhörter Kraftentfaltung eingetreten.

Zurzeit wird in Deutschland überraschend fleißig ge-

heiratet. Wir hatten mehr als 503000 Ehen für 1907 zu buchen gegen 457000 Ehen für 1902. Wenn aber neben eine halbe Million Bräute, die Jahr für Jahr zum Altar gehn, alljährlich rund hundertachtzigtausend uneheliche Mütter treten, was kann es da für einen Sinn haben, diesem Faktum seine „Anerkennung" versagen zu wollen? Ob anerkannt oder nicht anerkannt, im nächsten Jahr werden es wiederum achtzigtausend sein, — falls zunehmende Abtreibung in diese Ziffer keine Bresche legt.

Das alles beweist, daß ein wichtiger Teil der Fragen, die immer noch als offen zur Verhandlung stehn, praktisch vom Gros des deutschen Volkes längst beantwortet worden ist. Man kann sich nur über die Dreistigkeit wundern, mit der, blind für Vorhandenes, diesem selben Volk eine ihm ganz fremde und gewalttätige „Sittlichkeit" immer wieder vorgetragen wird. Erst die Ehe *soll* zum geschlechtlichen Umgang führen? Die Spatzen pfeifen es ja von den Dächern, daß in den breiten Schichten umgekehrt der Umgang zur Ehe führt. Und nun unsre offizielle Ehepolitik! Sie verhindert Ehen, indem sie auf *jeden* außerehelichen Umgang vigiliert und ihn abzuschaffen sucht. Sie behauptet, die Ehen vermehren zu wollen, vermindert sie aber in Wahrheit, weil sie ihre Voraussetzungen einschränkt. Das Verkehrteste und Grausamste zugleich ist es, Mütter wegen Kuppelei zu bestrafen, weil sie es litten, daß ihre Töchter den Besuch ihrer Schätze empfingen, Mütter also, die wünschten, daß ihre Töchter heiraten

sollten und den in ihren Kreisen einzig richtigen Weg dazu einschlugen.

Ebenso deutlich ist ein andrer Fehlschluß unsrer Gestrengen: daß sie das biedre, schlichte Landvolk mit gleichem Atem als ein Muster, als den Quell unsrer Stärke, als unsre nationale Reserve preisen, aber seine „sittliche Verkommenheit" bestöhnen und über die „sittlichen Notstände auf dem Lande" große Statistiken erheben. Sollte das Landvolk seine tatsächliche Kraft nicht vielmehr davon haben, daß es auch auf sexuellem Gebiet natürlicher als wir Städter, dem Ruf des Schöpfers gehorsamer geblieben ist? Was will man eigentlich? In der Stadt soll die anstößige Prostitution „eingeschränkt" und womöglich beseitigt werden, was ebensoviel heißt, als die freie Liebe anreizen und verzehnfachen; auf dem Land aber, wo die freie Liebe, der ganz vernünftige Bund auf Probe, noch immer im weitesten Umfang bestehen, will man sie vertilgen, damit endlich die Prostitution einziehn könne? Denn eins oder das andre wird sein. Vorläufig kommen unsre Landmädel noch ehrlich nieder, nachdem sie empfangen hatten. Aber wenn das so weiter geht, daß man ihre „Unsittlichkeit" beschreit und belfernde Eiferer sie bei der Hochzeit vor der ganzen Gemeinde kränken und beschämen dürfen, dann wird auch da die heimliche Abtreiberei beginnen, die in unsern feinen Kreisen und in den größeren Städten längst im Schwange ist.

Es fehlt eben an wirklicher Achtung vor der

Mutterschaft. Die Religion kennt sie angeblich; unsre Kultur kennt sie nicht. Jedes gesunde, stramme Kind aber ist ein nationales Aktivum, das, ehelich oder unehelich, uns eines Tages darin beistehen kann, Raum auf der Erde zu gewinnen. Wenn diese unehelichen Kinder auch nichts weiter wären als schön und feurig, sollten wir sie gern willkommen heißen und hegen. Aus Zuneigung entstanden, weil der Vater verliebt, die Mutter begehrt war, sind sie ein zehnmal besserer Ausdruck unsrer Rasse als das Gewimmel skrofulöser, krummbeiniger, wasserköpfiger Halbaffen, das nur noch der abendliche Rausch reizlosen Gattinnen im Dämmerzustand abverlangt, um unser Volk herunterzuzüchten. Was aber geschieht mit unehelichen Kindern? Es ist eine Schande. Glatter Mord oder Vernachlässigung sind ihr Los, falls die Mütter sie weggeben müssen. Aus den Reihen der Verwahrlosten rekrutiert sich mit Vorliebe die Prostitution, dann heißt es: „Seht da! Die Prädestinierten! Das kommt von der Liebe!" Welch ein wundervoller Gallimathias! Liegt euch wirklich soviel daran, „sittliche Not" und Geschlechtsleiden zu lindern, — was ich für mein Teil gern durch die Tat bewiesen sähe, — dann zieht unsre Bastarde freundlich und sorgsam groß, und eines der Hauptangebote für die Prostitution ist gelöscht.

Hier im Schlußwort will ich es nicht verhehlen, daß mir persönlich eine reinliche Scheidung zwischen unberührtem Familienleben und käuflicher Vermischung

am liebsten wäre. Doch erstens kann ich, falls die heutige Brutalität der Gesellschaft andauert, keiner Ausdehnung des Dirnenwesens zur Behütung von Bürgertöchtern das Wort reden; und zweitens sehe ich nicht, wie die notwendigen Vorbedingungen der idealen Forderung: „Hier jungfräuliches Mädchentum bis zum vierundzwanzigsten Jahr, hier Prostitution!" erfüllt werden sollten. Wer vermöchte denn diese reichen Ehemöglichkeiten aus dem Boden zu zaubern, die es verlohnten, daß unsre Mädchen wiederum wie früher warten und warten? Wer vermöchte die körperlich versimpelten über Nacht so stark und reizvoll zu machen, daß sie die Ehe gut aushalten und ihre Männer ihnen allen treu bleiben?

Wäre der Urzustand plötzlich wieder da, ich bin fest überzeugt, daß viele von denen, die wir heut Verbrecher und Prostituierte schelten, sich ihm am schnellsten und widerstandsfähigsten anpassen würden. In ihnen lebt noch die Wildheit, die den Menschen bei der Zoologie festhält.

Auch diese Wildheit zu nützen und in einen Kultursegen zu verwandeln, dazu bedarf es eines offeneren Blickes, einer gütigeren Denkweise, als bisher bei der „Bekämpfung" der Prostitution sich betätigt haben. Mit der rauhen Faust des Gendarmen, beseelt und angetrieben durch die unduldsame Predigt von Pharisäern, ist hier ebensowenig zu fördern, wie mit dem Vertuschen, Zudecken und Nichtbenennen, das die feinen Damen belieben.

Register